This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

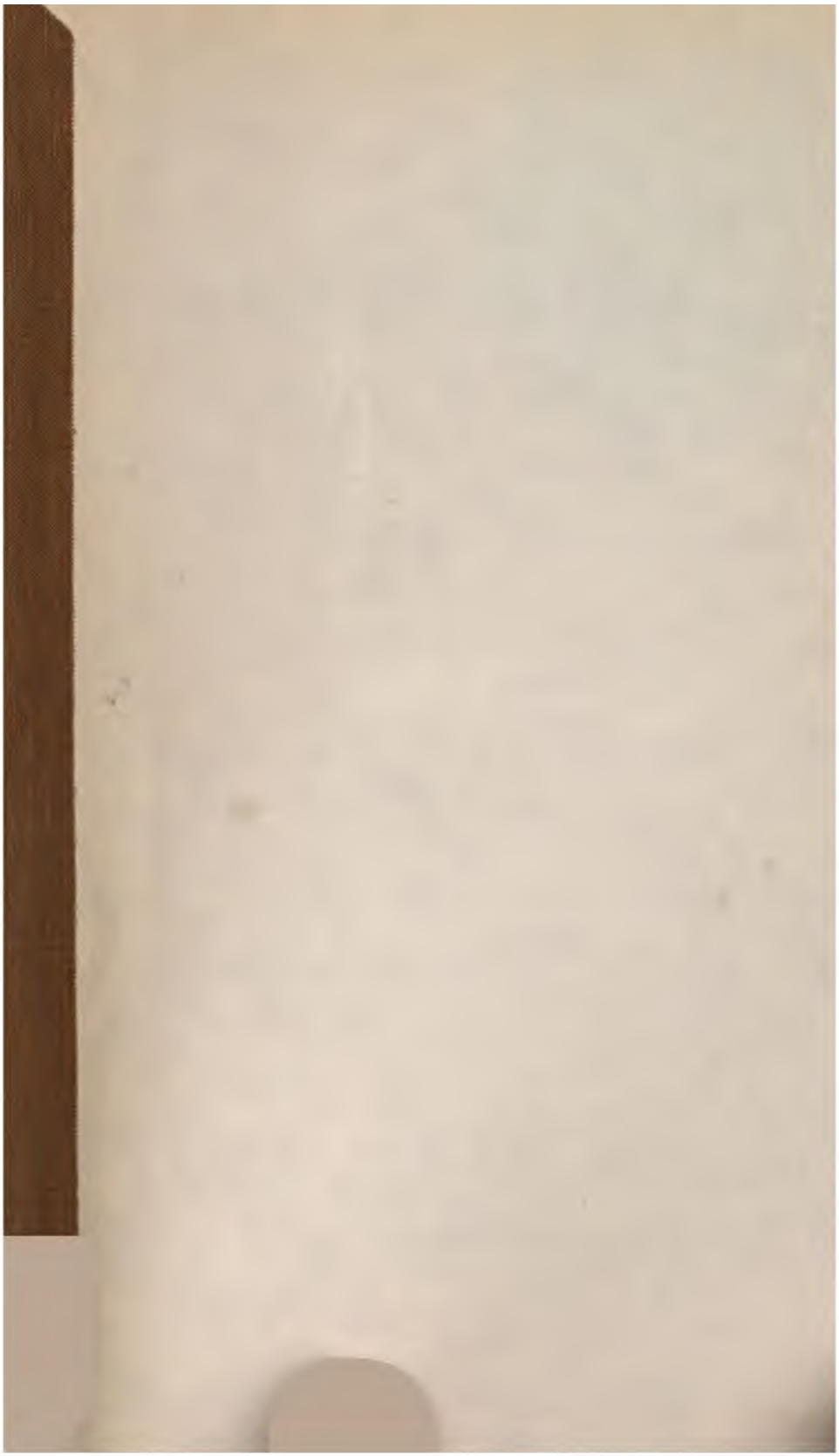
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DD
424.9
A5

ANDRAE
ERINNERUNGEN EINES
ALTEN MANNES AUS DEM
JAHRE 1848

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES



Erinnerungen eines alten Mannes

aus dem Jahre 1848.

Von

A. Andrae (Roman).

Bielefeld.
Verlag von Ernst Stedhoff.
1895.

Vorwort.

Meine Erinnerungen aus dem Jahre 1848 habe ich nicht ohne Bedenken in der „Kreuz-Zeitung“ erscheinen lassen, da sie nur ein Teil dessen sind, was ich auf Bitten meiner Kinder und Freunde aus meinem in eine ereignisreiche Zeit fallenden Leben aufschreibe, aber noch lange nicht vollendet habe, vielmehr dachte, daß es, wenn überhaupt, doch erst nach meinem Tode veröffentlicht werden würde. Nun haben diese Mitteilungen zu meiner Freude und Beschämung in so weiten Kreisen Beachtung gefunden, sind so freundlich aufgenommen, daß ich vielfach an mich herantretenden Wünschen gern nachkomme und sie nun im besonderen Abdruck erscheinen lasse in der Hoffnung, daß es mir möglich sein wird, diesem herausgerissenen Stück aus meinen Erlebnissen in nicht zu langer Zeit Weiteres nachfolgen zu lassen.

Möchten die Erinnerungen an eine schwere Zeit eine Mahnung sein, den viel größeren Gefahren, die jetzt immer näher drängen, mit offenen Augen, mit vollem Ernst, mit festem Mut, aber auch mit dem festen Willen entgegen zu treten, an der Heilung der tiefen Wunden unserer Zeit selbstthätig und selbstverleugnend mitzuarbeiten.

A. Andrae (Roman).

Die Zustände vor der Katastrophe 1848 waren den heutigen so ähnlich, daß sie unwillkürlich zu Vergleichen herausfordern, und die Zeit, die wir und spätere Geschlechter, wie Friedrich Wilhelm IV. prophezeite, „wohl mit Thränen, aber vergeblich würden wegzuwaschen wünschen aus der preußischen Geschichte", ist so lehrreich, daß es manchem gewiß lieb sein wird, einmal wieder von einem Augenzeugen davon zu hören. Ich teile, mir ausgesprochenen Wünschen folgend, aus meinen Erinnerungen mit, was ich vor längerer Zeit bereits für meine Kinder niedergeschrieben habe.

Im allgemeinen wiederholen sich ja vor allen bedeutenden Katastrophen dieselben Erscheinungen. 1806 wie 1848 ging eine Versumpfung und Gärung des Volkes voraus wie die jetzige, welche die wunderlichsten und doch ganz ähnliche Blasen trieb und die Vorahnung großer und schwerer Ereignisse in den weitesten Kreisen erweckte. Nur zwei Erscheinungen sind unserer Zeit eigentümlich, die in dieser Weise noch nie in Deutschland hervorgetreten sind. Die eine ist die Anhäufung ungeheurer Heeresmassen an unseren östlichen und westlichen Grenzen, die sich so gewaltig aufstauen, daß man befürchten muß, bei dem geringsten Anlaß werden sie vermöge ihrer eigenen Wucht über die Grenze stürzen, ständen auch nicht so mit Zündstoffen überfüllte Völker dahinter wie Russen und Franzosen. Haben wir doch erst 1870 erfahren, welch unbedeutender Funke ein Pulverfaß entzünden kann. Die zweite Erscheinung ist die vollständige, wirkungsvolle Organisation einer feindseligen Macht mitten im Lande, durch deren fanatischen Haß gegen unsere wertvollsten Güter, Religion, Sitte und Ordnung, das Volk täglich mehr unter unseren Augen aufgestachelt und gereizt wird. Stahl sagt zwar: „Den Umsturz fürchten wir nicht, aber die Zersetzung",

und Professor Leo wünschte sogar in ähnlichen Zeiten der Versumpfung, wie die unsrigen sind, „einen frischen, fröhlichen Krieg“, wie man bei unerträglicher Schwüle etwa ein Gewitter wünscht oder sich gerne einer noch so schmerzhaften Operation unterwirft, wenn es gilt, den ganzen Körper vor Vereiterung oder Blutvergiftung zu schützen, aber es liegt doch in Gottes Hand, den Staats-Organismus vom Verderben zu retten, auch ohne solch gewaltsames Eingreifen, wenn die Leiter und Wächter auf Seine Winke achten und darnach thun. Dazu gehört freilich, daß sich der kranke Volksleib auch heilen lassen *will*, und krank ist er wie damals vom Scheitel bis zur Sohle.

Wir haben alle schwer gesündigt,
Wir mangeln allesamt am Ruhm,
Man hat, o Herr, uns oft verkündigt
Der Freiheit Evangelium;
Wir aber hatten uns entmündigt,
Das Salz der Erde wurde dumm,
So Fürst als Bürger, so der Adel,
Hier ist nicht einer ohne Tadel.

So sang Max von Schenkendorf im Rückblick auf die Zeit vor der großen Erhebung 1813. So konnte man singen vor 1848, so kann man singen in unserer Zeit. Was vor 1848 der Rationalismus leistete in Unterwühlung der Grundpfeiler der christlichen Kirche unter der Firma des Lichtfreundtums und des Deutschkatholizismus, das thun jetzt die Protestantenvereinler und Ritschlianer unter stürmischem Beifall der gebildeten und ungebildeten, ungläubigen Menge. Professoren der Theologie belehren öffentlich die künftigen Lehrer der Kirche, wie sie am besten das Bekenntnis dieser Kirche umgehen können; anstatt die jungen Geistlichen hineinzuführen in die „Tiefe des Reichtums der Weisheit und Erkenntnis Gottes“, anstatt den aus dem Elternhause oft noch mitgebrachten Glauben an das heilige Gottes Wort zu stärken, tritt man ihnen mit ätzender Kritik entgegen und mit der verwirrenden Frage: „Ja, *sollte* Gott gesagt haben?“ Und wen kann es verwundern, daß Evas Söhne ebenso leicht bethört werden wie ihre Mutter durch die

verlockende Verheißung: „Eure Augen werden aufgethan werden und werdet sein wie Gott!“ Denn lieblich und lustig anzusehen ist der Baum der Erkenntnis und alles, was „klug macht“, noch heute, wenn auch das Licht nur ein Irrlicht ist und seine Frucht voll Moder.*) Die Socialdemokratie beruft sich öffentlich mit Recht auf diese Professoren-Weisheit und sucht Hand in Hand mit ihr in den niederen Ständen das Glaubensfünklein, das noch vorhanden ist, völlig auszulöschen, und kurz hintereinander wechseln um einer Krone willen zwei deutsche Fürstentöchter ihren Glauben; der Nachkomme des alten, heldenhaften Fürstenhauses Nassau-Oranien, weltbekannt durch seinen Kampf für den evangelischen Glauben, gelobt aus gleichem Grunde, seine Kinder römisch-katholisch erziehen zu lassen.

Seit 30 Jahren waren 1848 die Ideen von 1789 von Kathedern, auf Kanzeln und in der Presse sorglich gehegt und gepflegt, dadurch die öffentliche Meinung vergiftet und verwirrt. Genau so wie jetzt. Man verurteilte jedes kräftige Eingreifen der Obrigkeit, besonders der Armee und nahm z. B. überall in sentimentaler Weichlichkeit Partei für die aufrührerischen Polen. Ich erinnere mich, daß es 1846 bei einer größeren Tischgesellschaft mecklenburger und pommerscher Gutsbesitzer das höchste Erstaunen erregte, als Otto von Bismarck dieselben als Hochverräter kennzeichnete und ihre schärfste Bestrafung verlangte. Ein unzufriedener, aufsätziger Geist, gerade wie jetzt, gab sich in

*) Völlig unverständlich ist es meinem und vieler meiner Freunde Laienverstande, wie man Kirchenlehrer anstellen und dulden kann, die genau das Gegenteil von dem lehren, was die Kirche lehrt, und deren Geistliche sie doch heranbilden sollen. Mit der Freiheit der Wissenschaft hat das nichts zu thun. Mag meinetwegen ein Professor der Geschichte, der Philosophie, der Physik u. s. w. über das Evangelium lehren, was er will, aber daß ein Theologe das Gegenteil von dem lehrt, worauf sich seine Zuhörer später verpflichten sollen, geht doch gegen alle Ordnung und Wahrheit. Wie lange würde wohl ein Staatsrechtslehrer das Katheder benutzen dürfen, um angehenden Staatsdienern zu lehren: „Das Königtum ist ein ganz veralteter, thörichter Begriff, das einzig Vernünftige ist die Republik, welche schleunigst einzuführen die Pflicht jedes Vaterlandsfreundes ist.“

Adreſſen und Verſammlungen überall kund, namentlich haßte man die verknöcherte Bureaukratie, und dieſe hatte in ihrer Verknöcherung allen unbefangenen Einblick in die Wirklichkeit, alle Widerſtandskraft verloren. Eine allgemeine Gärung wogte durch ganz Deutſchland, eine neue Ordnung der Dinge erſtrebte jeder, aber wie jetzt eine ſociale Neuordnung im Vordergrunde ſteht, ſo war es damals eine ſtändiſche Verfaſſung, die Friedrich Wilhelm IV. lange vorher plante, ehe der Aufruhr zum Ausbruch kam.

In dieſe tiefe Erregung fiel die franzöſiſche Revolution und ſetzte in wenigen Tagen wie durch Sturmeswehen ganz Europa in Flammen. Gottlob brach ſie ſich in Preußen an der Königstreue der damals noch nicht von der Socialdemokratie durchſeuchten Armee, der einzigen der Welt, die bisher noch nicht mit der Revolution fraterniſiert hatte, und an dem geſunden Sinne eines Kerns im Volke, der ſich unter dem Banner „für Religion, Sitte und Ordnung“ oder, was dasſelbe iſt, „für Chriſtentum, Königstreue und Vaterlandsliebe“ als konſervative Partei organiſierte und mutig und erfolgreich für die heiligſten Güter in den Kampf trat. Ihrem Auftreten in erſter Linie iſt es zu danken, daß die Prophezeiung Bismarcks: „Ich hoffe es noch zu erleben, daß das Narrenſchiff der Zeit an dem Felſen der chriſtlichen Kirche ſcheitert,“ in Erfüllung gegangen iſt. Das Narrenſchiff iſt geſcheitert, aber ein Teil ſeiner Paſſagiere hat ſich ans Ufer gerettet und hört nicht auf, an der Volksvergiftung unter immer neuer Firma, doch mit gleichen Zielen zu arbeiten bis auf dieſen Tag. Gott ſchütze uns vor ihren verführeriſchen und verderblichen Einflüſſen! Sie ſind verderblicher als Ruſſen und Franzoſen.

Die Stürme des Jahres 1848 machten ſich bei mir auf etwas wunderliche Weiſe zuerſt bemerkbar. Ich hatte, wie damals gebräuchlich, im Winter 1847/48 meine ganze Ernte den Wiſpel 4 Thaler unter dem höchſten Stettiner Loco-Preiſe des Lieferungstages an den „alten Fränkel“ verkauft, einen reichen jüdiſchen Getreidehändler in Cörlin, der, wie man ſagte, mit dem Sacke auf dem Rücken vor nicht langen Jahren in die

Stadt gekommen war. Da ich volle Freiheit hatte, das Korn zu liefern, wann ich wollte, zögerte ich damit von Monat zu Monat, auf ein Steigen der niedrigen Winterpreise im Frühjahr hoffend. Aber die Preise sanken und sanken. Im Februar wurden für den Wispel (2000 Pfund) des besten Roggens in Stettin 23 Thaler bezahlt. Da fuhr eines Morgens sehr früh der „alte Fränkel" vor. Er habe in Geschäften so früh ausfahren müssen, ohne sein Morgengebet verrichten zu können, sagte er, und bitte, da er gerade hier vorbeifahre, um ein Zimmer, dies nachzuholen. Da ich ihn als streng orthodoxen Juden kannte, war mir dies nicht auffallend, auch nicht, daß er nach einer Viertelstunde Alleinseins eine Tasse Kaffee verschmähte, „weil er in Christenhäusern überhaupt nichts genieße". Aufmerksam ward ich jedoch, als er plötzlich anfing, vom Geschäft zu sprechen und immer dringlicher bat, dasselbe fest abzumachen, einen festen Preis zu setzen, auch wenn ich noch nicht lieferte; die Unsicherheit sei ihm so unangenehm, daß er lieber höher bezahlen wolle, als noch länger darin bleiben. Während ich der Wahrheit gemäß versicherte, es sei mir am Verkauf zu diesen niedrigen Preisen durchaus nicht gelegen, und mehr zu fordern als zeitgemäß, sei gegen meine Gewohnheiten, wurde er immer hitziger, vermaß sich, einen sehr hohen Preis zahlen zu wollen, da es ihm dringend daran gelegen sei, das Geschäft jetzt zu ordnen und forderte mich auf, wenigstens einmal zu sagen, auf welchen Preis ich denn wohl hoffte. Als ich ihm nun erwiderte, ich hoffe auf etwa 36 Thaler, wollte er sich schier überschlagen, schrie laut: „Gott der Gerechte, das ist ja doppelt so viel, als der Courszettel sagt," und war ganz außer sich. Es half auch nichts, daß ich sagte, gefordert habe ich ja überhaupt nicht, sondern auf seinen dringenden Wunsch nur ausgesprochen, auf welchen Preis ich etwa hoffe, natürlich könne er nicht 36 Thaler geben, ich wolle auch jetzt gar nicht verkaufen, vielmehr das Geschäft ganz ruhen lassen, jeder müsse dann seine Gefahr tragen und ich sei längst dazu entschlossen. Der Alte hörte nicht auf zu jammern, bot jedoch gleich 24 Thaler, während ich nach dem Stettiner Loco-Preise nur 19 Thaler hätte fordern können, und

ſteigerte das Gebot allmählich auf 34 Thaler. Da hielt ich mich doch verpflichtet, zuzuſchlagen. Kaum war aber der Vertrag aufgeſetzt und unterſchrieben, da rief er haſtig: „Nu werd ich Sie was erzählen. Iſt doch gekommen in der Nacht 'ne Staffette, in Frankreich haben ſe gemacht Revolutſchon, den Louis Philipp haben ſe gefahren in 'ne Droſchke nach England; in Paris haben ſe gemacht de Republik und ein ganzes Dutzend kluge Männer führen nu das Regiment; es ſind auch ſechs von unſre Leut dabei.“ Was dies mit den Kornpreiſen zu thun habe, wußte er freilich ſo wenig wie ich, es war ihm genug, daß Stettiner Häuſer ihn beauftragt hatten, zu jedem Preiſe zu kaufen, was er kriegen könne; und ich war auch zufrieden mit dem Verkauf, der ſich in der That als ein ſehr glücklicher herausſtellte, da nach 14 Tagen das Korn wieder faſt ſo niedrig im Preiſe ſtand wie Anfang Februar. Eine Stunde nach Fränkels Abfahrt erhielt ich die Zeitungen von der Poſt. Das wußte er ganz genau; deshalb ſeine Eile. Die volle Beſtätigung der Depeſche, die ſie brachten, hätte mich doch vielleicht hartnäckiger machen können.

Indes brauſte der in Frankreich entfeſſelte Orkan über ganz Europa. Aber daß in Preußen etwas annähernd Aehnliches vorkommen, daß in Berlin Barrikadenkämpfe ſtattfinden könnten, lag meinen Gedanken völlig fern. Um ſo tiefer erſchütterte es mich, als am Sonntag nach dem 18. März unſer Nachbar, der Gutsbeſitzer Scheunemann, beim Ausgang aus der Kirche erzählte, er ſei in der Nacht von Berlin gekommen, die ganze Stadt ſei in Aufruhr, es ſei unerhört, wie das Volk vom Militär gemißhandelt ſei, vor ſeinen und des Königs Augen habe die Kavallerie auf das ruhig vor dem Schloſſe ſtehende Volk eingehauen, alles niedergeritten; was ſtehen geblieben, habe die Infanterie niedergeſchoſſen. „Das iſt nicht wahr,“ rief ich, entrüſtet ihn unterbrechend, „auf ruhiges, wehrloſes Volk läßt kein preußiſcher König, kein preußiſcher General einhauen und ſchießen!“ — „Nicht wahr?“ rief Sch. dagegen, „wiſſen Sie das beſſer als ich, der ich es mit dieſen meinen Augen geſehen habe, wie die Kavallerie vom Luſtgarten her auf der Schloß-

freiheit im rasenden Galopp alles vor sich niederritt, der ich mit diesen meinen Ohren die Schüsse gehört habe, die auf die wehrlose Menge abgefeuert wurden; freilich auch das Wutgeschrei: „Zu den Barrikaden, zu den Barrikaden!“ damit alles auseinanderstob?“ — Und dennoch ist's nicht wahr,“ erwiderte ich, „irgend ein Versehen liegt jedenfalls vor.“ — „Ja, ein Versehen,“ fuhr er fort, „das dem König seinen Thron kosten, das wenigstens dem Militarismus und der geistlosen Bureaukratie ein Ende machen wird. Ganz Berlin ist in Waffen, überall Barrikaden, an allen Ecken ist der Kampf entbrannt, kaum konnte ich noch zum Bahnhofe kommen.“

Tief erschüttert ging ich nach Hause. Der folgende Tag brachte mit der „Vossischen Zeitung“, der einzigen, die wir damals hielten, das schändliche „Extrablatt der Freude“. Ich erinnere mich noch, daß ich und eure geliebte Mutter weinten und schluchzten beim Lesen, wie die Schulkinder. Der Aufruhr selbst war ja zu ertragen, aber der Rückzug der siegreichen, braven Truppen, die erzwungene Hauptentblößung des Königs vor den Leichen der erschossenen Hochverräter, während das „edle“ Volk sang: „Nicht Roß, nicht Reisige schützen die steile Höh, wo Fürsten stehn“ — und der Umzug in Berlin mit Vorantragung der revolutionären Fahne — das zerriß mir das Herz. Es war kaum zu ertragen. Ich verstand vollkommen Bismarcks Schmerz, der ihm den Mut gab, am 2. April 1848 im Vereinigten Landtage zu beklagen, daß die Krone selbst (am 18. und 19. März) die Erde auf den Sarg der Vergangenheit geworfen habe.

Einige Tage später rief mich ein Geldgeschäft nach der Hauptstadt; ich hatte für mich und meinen Schwiegervater dort 40 000 Thaler zu empfangen und an den Bankier Cohn aus Dessau zu zahlen, denselben, welcher eben bereitwillig dem Prinzen von Preußen die Mittel zur Reise nach England geliehen hatte. Es drängte mich ohnehin mit aller Macht nach dem Schauplatze der großen Ereignisse. Die abenteuerlichsten Gerüchte von dem furchtbaren Blutvergießen in Berlin durchschwirrten die Luft. Mit Bestimmtheit wurde erzählt und

geglaubt, daß tausende Soldaten ihr Leben verloren hätten, am meisten sei das Garde-Regiment Kaiser Alexander oder Franz mitgenommen, der dritte Teil sei gefallen, die Toten wären, um die ungeheuere Niederlage zu verbergen, nachts auf Kähnen nach Spandau geschafft, dort ganz still begraben. Dadurch allein erschien ja auch der Abzug der heldenmütigen Truppen und die Proklamation des Königs erklärlich. Auch in Stettin war die Stimmung dieselbe, der Uebermut der Revolutionäre, die sich Demokraten nannten, so groß wie die Verzagtheit der sogenannten Reaktionäre, der Königstreuen. Wie ich von einem Augenzeugen später hörte, hatte sich hier bei einem kritischen Falle der Kommandeur der Bürgerwehr mit der Frage an seine Truppe gewandt: „Jetzt gilts, sich zu entscheiden, wer steht für das Volk, wer für den König?“ Und nur zwei haben den Mut gehabt, sich für den König zu erklären. Ich reiste mit sehr schwerem Herzen weiter und wurde nur wenig getröstet durch den ersten Berliner, dem ich begegnete, meinen Droschken-kutscher, einen eifrigen Reaktionär, aber nur aus Eigennutz, wie dergl. ja leider nie selten gewesen und der konservativen Partei zum großen Schaden geworden sind. Er wurde nicht müde, auf die Revolution zu schimpfen, die den Verkehr und somit seinen Verdienst aufs schwerste schädigte, die das Straßenpflaster aufgerissen, Barrikaden gebaut, seinem Fuhrwerke die größten Hindernisse bereitet, die Liebhaber von Droschkenfahrten aber aus Berlin vertrieben hatte. Nach diesem warmen Erguß erhielt ich in meinem Quartier gleich eine kalte Douche. Ich wohnte bei einem Freunde, dem Schulvorsteher Marggraff, schon damals als „der alte Marggraff“ eine stadtbekannte, sehr beliebte Per-sönlichkeit. Begeisterter Burschenschafter wie ich, schwärmte er wie sein schon heimgegangener, alter Freund Jahn, für die Turnerei, für ein einiges, starkes Deutschland, für Ausmerzung der Fremdwörter, namentlich französischer, für Abhärtung, Ein-fachheit im Leben und in Kleidung, trug z. B. stets Klapp-kragen ohne Halstuch, verachtete den Leibrock und Cylinderhut aufs tiefste, war der liebevollste Menschenfreund und Wohlthäter der Armen und Elenden jeder Art, hülfreich und gastfrei wie

wenige, ein ganz prächtiger, von mir sehr verehrter und geliebter Freund. Natürlich hatte die schwarz-rot-goldene Kokarde, womit die Demokratie sich damals schmückte, die deutsche Fahne, in deren Falten sie sich versteckte, ihn ganz gefangen genommen. Er betrauerte viel mehr das vergossene Blut der „edlen Bürger", die den Märtyrertod für die Freiheit gestorben waren, aber doch ihren Unterthaneneid gebrochen hatten, als die Soldaten, die ihre Treue für den König mit dem Tode besiegelt hatten. Auch er wußte von dem Soldatenblut, das „in Strömen" geflossen, von der heimlichen Verschiffung der Toten nach Spandau und zweifelte nicht, daß eine herrliche Zeit der Freiheit und Glückseligkeit jetzt anbrechen werde. Da auch er hervorhob, daß namentlich das Kaiser-Franz-Regiment beim Sturm auf die große Barrikade in der Breitenstraße, der einzigen, die nicht gleich beim ersten Anlauf genommen war, fast ganz aufgerieben sei, benutzte ich die erste freie Stunde, den mir bekannten Seidenhändler Gropius aufzusuchen, vor dessen Hause unmittelbar diese Barrikade gestanden hatte. Hier sah es allerdings noch böse aus, alle Häuser trugen die Spuren des heftigen Kampfes, namentlich war das Haus des Konditors d'Heureuse quer vor der Breitenstraße ganz übel zerschossen, und man suchte etwas darin, möglichst lange mit den Kugelspuren zu prunken. Zum Glück schien nur mit Kartätschen geschossen zu sein, sonst wäre gerade dies Haus schwerlich stehen geblieben. Gropius war gut königlich gesonnen, er hatte sich in keiner Weise an dem Aufruhr beteiligt, aber aus einem Dachfenster den Kampf in nächster Nähe mit angesehen. Die Barrikade vor seinem Hause war außerordentlich stark und kunstgerecht gebaut gewesen, vorne mit den vom Bürgersteige ausgehobenen Granitplatten so bekleidet, daß diese den Kugeln eine schräge Fläche zum Abgleiten boten, hinten mit Gerüsten versehen, auf denen die Verteidiger sich bequem aufstellen und gedeckt feuern konnten. Alle Fenster und Dächer der Straße waren mit Schützen besetzt, große Mengen von Steinen hinaufgeschafft, die Treppen und Thüren mit Säcken, Betten und Matratzen verrammelt gewesen. So war den braven Truppen das Vordringen sauer genug gemacht,

und erſt nach zweimaligem, vergeblichem Stürmen hatten ſie die Barrikade genommen, während zu beiden Seiten der Straße andere Abteilungen auf den Böden der Häuſer mit Durchbrechung der Giebel vorgegangen waren. „Das ſei leider richtig“, ſo erzählte Gropius, „vor ſeinen Augen ſeien ſie wie die Fliegen gefallen.“ Mich drückte dies tief nieder. Es ſtimmte mit dem überein, was man in Berlin überall hörte. Eine größere Mittagsgeſellſchaft bei Hofrat Soltmann, einem Verwandten, war auch nicht geeignet, mich froher zu ſtimmen, obgleich es hier ſehr munter zuging. Alle ſchwelgten in Freiheitsgefühlen und frohen Hoffnungen auf eine herrliche Zukunft, alle waren begeiſtert von dem Heldenmute des „edlen“ Volkes, das nirgend geplündert, nur ein paar ſtarrköpfigen Reaktionären die Häuſer verwüſtet hätte; „ſogar die Tründeln, mit denen ſie in Ermangelung von Blei geſchoſſen, haben ſie bar bezahlt“, rief der Onkel. Uebrigens nahm dieſer, ein ſehr reicher und ſonſt gut königlich geſinnter Mann, die Sache doch ernſter, die Söhne ſtreuten ſogar einige ſpöttiſche Bemerkungen in die allgemeine Begeiſterung, während die anweſenden Bürgerwehr-Hauptleute in gehobener Stimmung von ihren Heldenthaten am 18. März erzählten und behaupteten, da und dort 2, 3, 4 und mehr Soldaten und Offiziere eigenhändig niedergeſchoſſen zu haben. Ein junger Süddeutſcher an meiner Seite, der ſich zwar auch als begeiſterter Republikaner bekannte, trat dieſen Renommiſtereien zuerſt entgegen, ſein Widerſpruch wurde aber von den in ihren eingebildeten Heldenthaten ſchwelgenden Bürgerwehrleuten ſchnell übertönt. Als ich mich nach dem Kaffee in den großen, wunderſchönen Garten begab, um mich von dem Geſchwätz etwas zu erholen, kam er mir bald nach, ſchob ſeinen Arm in den meinen und rief lachend: „Nun, daß wir auf ſehr verſchiedenem Standpunkt ſtehen, davon habe ich mich überzeugt, aber auch davon, daß wir über dieſe erbärmlichen Sch . . . . . von Bürgerhauptleuten genau derſelben Meinung ſind.“

Er erzählte nun, daß er und viele Geſinnungsgenoſſen aus Süddeutſchland eigens nach Berlin gekommen ſeien, um die Revolution zu machen, da die Hauptſtadt Preußens für ganz

kaserne stehen. Für Geld und gute Worte habe er freilich, um das Diner nicht zu versäumen, einen Bäckermeister gedungen, ihn abzulösen; jetzt eben finde er aber weder den Bäcker noch seine Muskete auf Posten, sondern beide vor dem Backofen, wo ihm der ehrliche Meister als selbstverständlich erklärt habe, seine Salzkuchen seien eben im Ofen, die könne er dem dummen Lehrjungen allein doch nicht anvertrauen. So wenig ernsthaft wurde die Bürgerwehrspielerei schon in diesen ersten, gefährlichen Tagen genommen.

Auf Einladung des süddeutschen Republikaners begleitete ich ihn noch bis zum späten Abend in allerlei wüste Versammlungen. Er war offenbar eine angesehene Persönlichkeit in diesem Kreise, oder bediente er sich irgend eines geheimen Zeichens? Ich weiß es nicht, aber ganz unangefochten ging ich Arm in Arm mit ihm überall aus und ein trotz der schwarzweißen Kokarde an meinem Hut, die ich nie, auch in den nächsten Jahren nicht, ablegte, obgleich sie damals äußerst verhaßt war. Es ist aber auch möglich, daß mein langer Bart — damals fast nur von den Demokraten getragen — mir eine Schutzwehr war. Vor meinen Augen wurden wenigstens wiederholt Hüte mit der preußischen Kokarde heruntergerissen, mit Füßen getreten und ihre Träger mißhandelt.

Um zu charakterisieren, welche kleinen Dinge — damals die Bärte — zu Zeiten eine große Rolle spielen, füge ich hier zwei Erlebnisse ein. Als ich im Jahre 1847 mit meinem Schwager den alten, bekannten P. Claus Harms in Kiel besuchte und er in eingehenden Gesprächen seine herzliche Freude bezeugt hatte, daß zwei junge Gutsbesitzer ihn, den vielfach angegriffenen Pietisten, aufsuchten und auf einem Grunde mit ihm standen, strich er sich beim Abschiede langsam über sein rasiertes Kinn und sagte, auf unsere Vollbärte zeigend, das müsse er uns doch noch sagen, solche Bärte seien für Christenmenschen nicht passend. Ich erinnerte ihn, daß wir als Studenten auf einer längeren Reise aus Bequemlichkeit das Rasieren unterlassen hätten, daß aber auch schwerlich Gott den Bart wachsen ließe, damit er abgeschnitten würde, auch glaube ich nicht, daß Christus und

ſeine Jünger dazu Zeit gefunden hätten. Das überzeugte ihn freilich nicht, „die Zeit und Sitte ſei der Maßſtab, der hier angelegt werden müſſe.“ — Ein Jahr ſpäter etwa ging ich mit Herrn v. Bismarck in Berlin unter den Linden. Er hatte ſeinen Arm in den meinigen gelegt, zog ihn aber mitten im Geſpräch plötzlich zurück, indem er ausrief: „Nein, das geht doch nicht! Geſtern ging ich mit Nathuſius (der auch einen Vollbart trug) und wurde ſchon am Abend damit angeärgert: „Was, nun gehen Sie ſchon am hellen Tage Arm in Arm mit Demokraten? Dem darf ich mich nicht wieder ausſetzen, wenn ich nicht allen Kredit verlieren will.“

Den Geiſt der Verſammlungen, die wir beſuchten, kennzeichneten die gehaltenen Reden und die Haltung der Hörer oder vielmehr Schreier. Gleich in der erſten begann ein Student: „Meine Herren“ — anders durfte die verlumpteſte Bande nicht angeredet werden — „ich bin kein Theologe, ich glaube an keinen Gott, ich glaube an keinen Teufel.“ Ein ſo anhaltender, donnernder Beifall unterbrach ihn, daß er kaum wieder zu Worte kommen konnte. Jeder Redner wurde ſtürmiſch aufgefordert, ſeinen Namen zu nennen, und ſei es nur, weil die erregte Menge ihrer Thatenluſt wenigſtens durch Schreien Ausdruck geben wollte. Als in einer anderen Verſammlung ein Redner ausrief: „Mein Name thut nichts zur Sache“, und das Geſchrei kein Ende nehmen wollte, fuhr er erläuternd fort: „Ich habe eben 10 Jahre im Zuchthauſe geſeſſen“; — da aber brach ein ſolcher Sturm des Beifalls aus, wie ich ihn nie erlebt hatte. „Und mit dieſen Leuten wollen Sie ein deutſches Reich gründen?“ fragte ich meinen Begleiter. „O nein“, antwortete er lachend, „das iſt nur Kanonenfutter, mit dem vorher aufgeräumt wird, aber einſtweilen brauchen wir dies Geſindel“. Meine Erinnerung, daß das Geſindel in Frankreich damals alle ſeine Führer guillotiniert habe, wies er damit ab, daß er meinte, „etwas klüger werden wir es doch heute anfangen, wir haben gelernt.“

Mitternacht war längſt vorüber, als wir uns trennten. Es hatte ſich doch zwiſchen mir und meinem Begleiter eine Art

Verbindung angeknüpft, und ich bedauere, mir seinen Namen nicht gemerkt zu haben. Beim Abschied schüttelte er mir wirklich herzlich die Hand mit den Worten: „Nun, trotz unserer verschiedenen Anschauungen, denke ich, haben wir uns doch achten gelernt, und sollten sich unsere Degen auf dem Schlachtfelde kreuzen, so werden wir dieser Nacht gedenken und dieselben friedlich senken." — „Darauf rechnen Sie nicht," erwiderte ich mit ganzem Ernst, „ich halte Sie für einen sehr gefährlichen Menschen, und sollte der Fall eintreten, was Gott verhüte, so werde ich es für meine Pflicht halten, meinen Degen zu gebrauchen, um Sie unschädlich zu machen." — „Verstockter Royalist," murmelte er, schmerzlich lächelnd, schüttelte mir aber nochmals warm die Hand und verschwand in der Dunkelheit.

Ueberaus wohlthuend war es mir, in diesen traurigen Tagen an einer kleinen Familienfeier im Hause des General-Adjutanten Sr. Majestät, des Generals von Gerlach, teilnehmen zu dürfen, wo die Betrübnis über die schweren Erlebnisse doch durchleuchtet war von hoffnungsvollem Gottvertrauen, rücksichtslos hingebender Liebe zu unserem Königlichen Herrn und von einem ruhigen, klaren Einblick in die wirkliche Sachlage. Der Rückzug der überall vollkommen siegreichen Truppen war auch ihm ganz unerklärlich, er sowohl wie der Hofmarschall Graf Keller, mit dem ich später sehr ausführlich darüber sprach, war überzeugt, daß derselbe nur auf einem Mißverständnis beruhen konnte, daß wenigstens der König ihn weder befohlen, noch gewollt habe. Hiermit stimmen auch die Mitteilungen Bunsens, Adolf Stahrs, Peter Reichenspergers, Leos und anderer völlig überein. Vor allen Dingen ist immer festzuhalten, daß der König nur das Zurückziehen der Truppen, wenn seine Bedingungen erfüllt seien, aber nie das Ausziehen aus der Stadt befahl. Einen der ausführlichsten Berichte hierüber finden wir in Prof. Leos „Signatura temporis", welche schon 1848 erschienen, S. 31, 32. — Es ist später viel darüber gesprochen und geschrieben, u. a. von v. Diest und v. Bodelschwingh. Ich erinnere an den Zeitungskrieg im Jahre 1890. Sollte es wirklich wahr sein, was viel bestritten wird, daß Minister v. Bodelschwingh dem

General v. Prittwitz angeblich im Namen des Königs befohlen habe, Berlin mit den Truppen zu räumen, so war die Antwort Bismarcks auf des letzteren spätere Frage: „Was würden Sie in meiner Lage gethan haben?“ die einzig richtige! „ich würde den Civiliſten verhaftet und militäriſchen Befehl abgewartet haben“; denn aus dem Munde eines Civiliſten, auch eines Miniſters, war ſolch verhängnisvoller Befehl nicht maßgebend. Uebrigens hatte Bodelſchwingh ſchon am 18. früh ſeine Entlaſſung eingereicht, war offiziell alſo nicht mehr Miniſter, wie denn vom Nachmittag des 18. — um 2 Uhr waren die verhängnisvollen zwei Schüſſe gefallen, — bis zum 19. früh thatſächlich kein Miniſterium exiſtierte, während die unberufenſten Ratgeber, Fürſt Lichnowski, v. Vincke, ſelbſt Männer wie Stieber und Rellſtab, den armen König bedrängten. Die Proklamation „An meine lieben Berliner“ hat der König zweifellos ſelbſt verfaßt, aber darin iſt das Zurückziehen der Truppen nur unter Bedingungen verſprochen, die nicht erfüllt ſind. Ganz aufgeklärt wird die Sache niemals werden, und wir müſſen uns damit beſcheiden, daß Gott dieſe tiefe Demütigung mit ihren Folgen zugelaſſen hat, weil es zum Heile des Vaterlandes nötig war.

Bei Beſprechung dieſer Dinge kam auch die Rede auf den Verluſt an Menſchenleben am 18. März. Ich erzählte von all den Gerüchten in der Stadt und in der Provinz, fügte hinzu, daß ich an dieſe maßloſen Uebertreibungen natürlich nicht glaube, meinte aber, eine große Menge königstreuer Soldaten müſſe doch ihr Blut vergoſſen haben, und daß dies bei ſo nichtswürdiger Gelegenheit geſchehen, ſei doch tief ſchmerzlich. „Ja wohl, tief ſchmerzlich, aber man pflegt das doch nicht gerade eine große Menge zu nennen,“ erwiderte der General. Ich erzählte nun, daß ich von Gropius, einem gut Königlichen Manne und Augenzeugen gehört habe, in der Breitenſtraße allein ſeien die Soldaten wie die Fliegen gefallen. „Nun,“ erwiderte der General, „da habe ich ſelbſt kommandiert und die Barrikade genommen; es war zwar die größeſte und die einzige, die nicht gleich beim erſten Anſturme genommen wurde, wie alle anderen, aber Tote hatte das Regiment dort nur drei.“ —

Ich muß gestehen, diese Nachricht verblüffte mich geradezu, zumal auf meine Frage: „Wieviel sind denn überhaupt gefallen?“ die Antwort erfolgte: „Neunzehn; aber einige werden vielleicht noch an ihren Wunden sterben.“ Uebrigens gab der General zu, Gropius habe doch nicht ganz Unrecht gehabt, die Soldaten seien von den Dächern und aus den Fenstern stark mit Steinen bombardiert, und mancher unter deren Wucht zu Boden gestürzt, aber bald wieder aufgestanden. Die Pickelhauben haben sich vortrefflich bewährt. — So entstehen die ungeheuerlichsten Gerüchte und werden geglaubt, denn „Gewalt'ges liebt der Mensch und seine Schrecken.“ *)

Die Zeit in Berlin war keine erquickliche. Es war alles wie betrunken; kaum begegnete man einem Nüchternen. Kein Soldat in Berlin, Bürgerwehr überall; im Schlosse und vor dem Palais des Prinzen von Preußen Studenten mit rasselndem Schleppsäbel als Wache; als Dekoration die mit weißer Kreide in großen Buchstaben geschriebene Devise „National-Eigentum“. Die allgemeine Verwirrung überstieg alles Maß, der Taumel hatte fast alle Gesellschaftskreise ergriffen. Außer den entschiedenen Christen erkannten nur wenige andere tiefbetrübt, oft tief verzagt, die ganze Bewegung in ihrer wahren Bedeutung; sonst glaubte man sich unter einen Haufen Verrückter versetzt. Es war zum Herzbrechen. Mit Wonne hätte ich meinen letzten Blutstropfen verspritzt für den von mir hochverehrten und vielgeliebten König, und nichts war zu thun. Da saß er in seinem ehrwürdigen, stolzen Schlosse, einsam, meist von Fremden umgeben, kaum war von ihm in der Stadt anders die Rede, als von einem Unzurechnungsfähigen. Verhöhnt und verspottet in Karrikaturen

*) Nach von Meyerinks „Die Thätigkeit der Truppen während der Märztage von 1848“ sind gefallen 3 Offiziere, 17 Unteroffiziere und Gemeine, verwundet 14 und 239. Von den Rebellen wurden am 22. März begraben 183, darunter 5 Frauen und 2 Kinder, später noch 42. Wie gering sind diese Zahlen, wenn man nach Wien und Paris sieht. Dort fielen im Oktober 14 Offiziere und 175 Unteroffiziere und Gemeine und etwa 2000 Rebellen, in Paris im Juni 7 Generale und 1400 Rebellen, außerdem waren 5000 verwundet.

und Flugschriften, war des Aufhetzens gegen ihn kein Ende. Eins der schändlichsten Pamphlete, die auf öffentlicher Straße viel verkauft, an den Ecken angeklebt wurden, zeigte ihn hinter einer Batterie, die eben einen Haufen wehrloser Männer, Frauen und Kinder zusammenschoß, und darüber die Worte: „An meine lieben Berliner!“, die Ueberschrift der Proklamation, darin der König in liebevoller Weise der Revolution die Erfüllung fast aller ihrer Wünsche zusicherte. Deren Kernpunkt, die Herausbildung einer ständischen Verfassung, hatte er ja vor Ausbruch der Revolution bereits durch Berufung des vereinigten Landtages eingeleitet. Das Schmerzlichste fast war es, daß auch viele königstreue Männer nur ein mitleidiges Achselzucken für den in dem Vertrauen zu seinem Volke so schändlich getäuschten, in seinen heißesten Wünschen so schwer verletzten, von seinen Freunden so tief verkannten König hatten.

Wie groß die Entmutigung des Letzteren war, erkennt man daraus, daß in der entscheidendsten Sitzung des vereinigten Landtages am 6. April bei der Abstimmung für das verhängnisvolle sogenannte Sechsparagraphen-Gesetz von allen Royalisten nur Herr v. Thadden-Trieglaff und Herr v. Bismarck-Schönhausen dagegen stimmten. Letzteren lernte ich in dieser Zeit näher kennen, verehren und lieben. Er war es auch, der mich später in alle konservativen Kreise, auch in die Fraktionssitzungen, als „einen ganz zuverlässigen Mann, für den er sich verbürge“, einführte. Auch er sprach in dieser Zeit, nicht gerade scherzhaft, von einem Auswandern nach Rußland, um mit dessen Hilfe die Revolution niederzuschlagen, und da ich mich bei einem Besuche des teuren Herrn v. Blankenburg-Zimmerhausen über den kostbaren Wein wunderte, den er in so böser Zeit mir vorsetzte, erwiderte er ingrimmig: „Mit dem Wein ist's jetzt vorbei, es wird alles ausgetrunken, was da ist, aber nichts wieder angeschafft.“ Bei beiden Herren, die zweifellos zu den tapfersten, furchtlosesten und königstreuesten gehörten, spielte sicher hier ein Stück Galgenhumor mit, aber es bezeugte doch auch die pessimistische Stimmung in diesen Kreisen, davon unter den mir näher bekannten, christlichen Männern nur mein geliebter Freund Herr von Thadden,

der Präsident von Gerlach und wenige andere ganz frei blieben. Ihnen allein verdanke ich es, daß mich der allgemeine Trubel auch nicht beirrte. Diese waren es auch, die den eifrigen Bestrebungen einiger Hitzköpfe, voran des Herrn v. Wolden-W., der damals Pommern durchreiste, um eine Gegenrevolution zu organisieren, entschieden Widerstand entgegensetzten. Ist doch einem Christen der bewaffnete Kampf gegen die Revolution wider den Befehl des Königs so gut eine Sünde als jene selbst.

Daß es ihnen keineswegs an Mut fehlte, bewies die Adresse, die auf Antrag meines Freundes, des Landrats Hans v. Kleist-Retzow, der Belgarder Kreistag schon am 19. April an den Prinzen von Preußen in London richtete, darin die Rückkehr des damals gehaßtesten Mannes erbeten und ihm Gut und Blut der Pommern zur Verfügung gestellt wurde. Eine wirkliche That, die bald Nachfolge fand. Schon am 2. Mai antwortete der Prinz hocherfreut, er könne zwar jetzt nicht kommen, werde aber später persönlich den Pommern danken. Daß eine Anzahl der treuesten Diener des Königs damals ihre Entlassung nahmen, mißbilligten dieselben Männer durchaus.

Als H. v. Thadden erfuhr, daß sein alter Freund, der Oberst-Lieutenant v. Brinken in Schievelbein, dasselbe gethan, fuhr er sofort zu ihm und stellte ihn ernsthaft zur Rede. Der Pastor Weise, damals Kandidat und Hauslehrer bei den Brinkenschen Kindern, erzählte mir davon. Er sei diesen Abend spät aus der Stadt zum Schloß, das der Oberstlieutenant als Dienstwohnung inne hatte, zurückgekommen. Es sei ein furchtbares Wetter gewesen, Sturm und Regen habe um das alte Gebäude getobt, und er nur mit Mühe die Hausthür in der Finsternis erreicht und geöffnet, kaum aber wieder geschlossen, als er tief unter sich aus den Kellern eine laut schallende Stimme gehört und bald einen Lichtschein die Treppe hätte heraufkommen sehen. Ganz erstaunt über dies wunderbare Ereignis habe er sich in eine Ecke gedrückt, da sei auch schon der Herr v. Brinken erschienen, in jeder Hand ein Licht, gesenkten Hauptes, anscheinend sehr niedergeschlagen; ohne ein Wort zu sprechen, sei er langsam aus der Tiefe gestiegen, dicht

hinter ihm ein großer Herr, einen Krückstock in der Hand schwingend, laut und eifrig scheltend. So habe er auch das Haus verlassen, und H. v. Brinken, nachdem er die Thüre geschlossen, habe nicht die geringste Verwunderung gezeigt, den Kandidaten vor sich zu sehen, sondern nur wie in tiefen Gedanken gesagt: „Er war sehr böse!“ dann auf den erstaunten Ausruf des letzteren: „Aber wer war denn das?“ nun seinerseits ganz verwundert erwidert: „Es war ja der alte Thadden.“ Die sonderbare Sachlage erklärte sich daraus, daß beide Herren im Eifer des Gesprächs die Hausthür übersehen hatten und die Treppe in den geräumigen Keller hinabgestiegen waren. — Durch sein festes, drastisches Auftreten auf dem vereinigten Landtage, durch seine „nicht gehaltenen“, aber in den Zeitungen abgedruckten Reden über das allgemeine gleiche Stimmrecht, danach 100000 Pfd. Menschenfleisch künftig einen Abgeordneten wählen sollten, „über die freie Presse, aber den Galgen daneben“ und „über den ehrlichen Galgen und eine selige Auferstehung“, die er sich und seinen Freunden prophezeite, machte H. v. Thadden ein außerordentliches Aufsehen bei Freund und Feind, für erstere war er ein erfrischender, herzstärkender Trunk in schwerer, schwüler Zeit, für letztere ein unerschöpflicher Anlaß zu Haß, Spott und Hohn, welche damals unter anderem darin einen ehrenvollen Ausdruck fanden, daß die Kegeljungen am Rhein angelernt waren, „von Thadden-Trieglaff“ zu rufen, wenn nur ein Kegel mit dem Könige stehen geblieben war. Nicht sehr schmeichelhaft für die Royalisten im allgemeinen. — Eine eigentliche konservative Partei bestand damals noch nicht, und auch die Royalisten, welche mitten in den unerhörten Ereignissen standen, hatten fast alle den Kopf verloren. Eigentlich nur die sogenannten Pietisten und Mucker machten eine Ausnahme. Im Hinblick auf diese Zustände sollte man sich wohl hüten, den König selbst, der viel schwerer zu tragen hatte, als alle seine Freunde, zu hart zu beurteilen. Was er bei der Huldigung in Königsberg 1840 aussprach: „Ich gelobe vor Gottes Angesicht und vor diesen lieben Zeugen allen, daß ich ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König sein will. Ich will das

Beſte und das Gedeihen, die Ehre aller Stände mit gleicher Liebe umfaſſen, pflegen, fördern —“ hat er gewiſſenhaft gehalten, wie kaum je ein anderer Fürſt, faſt über das Maß.

Julius Werner ſagt von ihm mit Recht: „Friedrich Wilhelm IV. war ein populärer Fürſt durch und durch. Wie flogen ihm die Herzen zu, als er in Berlin bald nach ſeinem Regierungsantritt unmittelbar vor das Volk hintrat und es direkt anredete. Nicht ohne Begeiſterung kann man des Königs Volksrede leſen: „Wollen Sie Mir helfen, mit Herz und Geiſt in heiliger Treue der Deutſchen und in noch heiligerer Treue der Chriſten Preußen zu erhalten . . . O, dann antworten Sie Mir mit dem klarſten, ſchönſten Laute der Mutterſprache; antworten Sie Mir mit „Ja“. Und als das Ja vieltauſendſtimmig erbrauſte: — „Ihr Ja war für Mich, — das iſt Mein eigen, — das laſſe Ich nicht, — das werde Ich in Meiner Todesſtunde nicht vergeſſen.“ — In dieſe Freude über die Seelengröße des volkstümlich veranlagten Fürſten miſcht ſich ſchmerzliche Wehmut, wenn man die andern Worte derſelben Anſprache hört, in welcher Friedrich Wilhelm IV. unbewußt ſein eigenes Schickſal prophezeiete: „Die Wege der Könige ſind thränenreich, wenn Herz und Geiſt ihrer Völker ihnen nicht hilfreich zur Hand gehen.“

Nicht die Kaiſerkrone, ſondern eine Dornenkrone war dem Königlichen Dulder in ſchwerer Zeit zu tragen beſchieden. Das chriſtlich-germaniſche Reich erſtand nicht unter ſeinem Szepter; die nach dem Muſter der Apoſtel erneuerte biſchöfliche Kirche blieb ein unverwirklichtes Ideal; die Blüten ſeines reichen Geiſtes wurden im Sturme verweht. Die Wolke, welche ſeinen Thron umſchattete, verhüllte zuletzt ſeine Seele. Aber ſein Andenken bleibt geſegnet. Er war ein ſeltener Menſch, eine bewundernswerte Größe, ein Proteſtant und ein Volksfreund, im wahren Sinne des Wortes: ein echter Hohenzoller, der die Lebensaufgabe ſeines Geſchlechtes in voller Tiefe erkannt und in treffender Wahrheit ausgeſprochen: „In Preußen muß der König Feldhauptmann im Kriege und im Frieden ſein, er wolle oder wolle nicht, oder er hört auf, König zu ſein.“

Daß er 1848 eine kurze Zeit aufhörte, Feldhauptmann und König zu sein, wirft man ihm vor. Aber ich möchte den sehen, der nach ehrlicher Prüfung der Lage und seiner selbst den Mut haben würde, zu behaupten, er würde bei diesen unerhörten plötzlichen Ereignissen richtiger gehandelt haben; der es wagen würde, den ersten Stein auf ihn zu werfen. Das einmütige, vieltausendstimmige laute Ja, das sein Volk ihm bei seiner Huldigung zurief, war dem Könige auf das schändlichste gebrochen, dem eine wirkliche Empörung dieses Volkes völlig unmöglich schien. Noch vor seiner Uebersiedelung von Potsdam nach Berlin, am 17. März, war er so weit davon entfernt, an den Ernst des Aufruhrs zu denken, daß er halb scherzend sagte: „Ich muß nur machen, daß Ich nach Berlin komme, sonst machen sie Mir dort noch Dummheiten!“ Die Thorheit, daß seine Minister mit dem Aufruhr verhandelten, ehe er niedergeworfen war, konnte er freilich nicht mehr verhindern, und damit war die vornehmste und sicherste Position, der feste Grund unter den Füßen verloren.

Welch furchtbarer Schlag mußte es für den seinem Volke mit so viel Liebe und Vertrauen gegenüberstehenden Fürsten sein, daß dieses plötzlich in einen wüsten Haufen Empörer verwandelt war, dem er allein gegenüberstand, während seine unwandelbar festen, treuen, weil mit ihm auf Gotteswort gegründeten Freunde Baron Senfft v. Pilsach, Graf Stolberg, v. Gerlach, Graf Keller und andere von ihm abgedrängt oder einflußlos gemacht waren — allein, fast gebrochen durch die ungeheure Enttäuschung, durch die Mut- und Ratlosigkeit seiner Umgebung, herabgestürzt aus allen seinen Idealen, körperlich ganz entkräftet durch Mangel an Schlaf und Nahrung, weil Tag und Nacht überlaufen von verlehrten, zum Teil unverschämten Ratgebern und Bittstellern. Wer kann sich wundern, daß sich allmählich in dem frommen Könige die Ueberzeugung festsetzte: Es ist der Herr, der diese tiefe Demütigung über dich gebracht hat, du hast dich darunter zu beugen wie David, als er aus seiner empörten Hauptstadt floß. Und wie konnte er auch jetzt Feldhauptmann seines Heeres sein, da dieses gegen seinen Willen,

durch einen verhängnisvollen Irrtum veranlaßt, die Hauptſtadt und ihn verließ! Geheimrat Wagener ſagt in ſeinem ſehr leſenswerten Buche „Die Politik Friedrich Wilhelms IV.“ ganz richtig: „Ein König iſt auch nur ein Menſch und König nur mit und in der Geſamtheit ſeines ganzen Volkes, und es kam in jenen Tagen für das Königtum alles darauf an, die lebendige Wechſelwirkung mit dem Volke nicht zu verlieren, den Heilungsprozeß, der alsbald begann, nicht zu ſtören oder unzeitig zu unterbrechen, und wir ſagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß dies auch die Erwägungen geweſen ſind, welche die ferneren Schritte des Königs geleitet haben.“

Eins aber haben wir bei Beurteilung ſeiner Handlungsweiſe feſtzuhalten, Mangel an Mut iſt niemals Veranlaſſung zu irgend einem Schritte in ſeinem Leben geweſen, denn Furcht kannte Friedrich Wilhelm IV. nicht. Mitten im Sturm der Revolution, die nichts ſo begeiferte wie das Chriſtentum, ſcheute er ſich nicht, an die Kuppel ſeines Schloſſes in Berlin mit großen goldenen Buchſtaben ſein Bekenntnis zu ſchreiben: Es iſt in keinem anderen Heil, iſt auch kein anderer Name den Menſchen gegeben, darinnen wir ſollen ſelig werden, als der Name unſeres Herrn Jeſus Chriſtus. Apoſtelgeſch. 4, 12. Was auch geſchehen iſt, es iſt nichts von ihm gethan und unterlaſſen, als in der Ueberzeugung, daß er Gott und ſeinem Volke damit einen Dienſt erweiſe. Auch wir haben uns damit zu beſcheiden, daß Gott der Herr die tiefe Erniedrigung unſeres Vaterlandes als eine heilſame Demütigung zugelaſſen hat — wie 1806 bis 1813 —, die richtig verſtanden, allemal die Verheißung in ſich trägt: Wenn Du mich demütigeſt, ſo machſt Du mich groß. 2. Samls. 22, 36.

Die Verhöhnung des Königtums und des Chriſtentums, die beide in der Perſon Friedrich Wilhelms IV. ſo herrlich vereinigt waren, ging durchaus Hand in Hand, und die Feindſchaft gegen letzteres wurde auf die Spitze getrieben, als einige wenige Paſtoren Berlins es gewagt hatten, ſich am Begräbniſſe der „Märzhelden“ nicht zu beteiligen. Büchſel, Goßner, Kuntze, Schultz-Bethanien, alle mir ſpäter näher befreundet, waren

darunter. Büchsel, schon damals in weiteren Kreisen bekannt und namentlich von der hohen Aristokratie sehr gesucht, wurde besonders angefeindet. Da er natürlich, leider im Gegensatz zu den meisten anderen Geistlichen, die von der Furcht vor dem Pöbel beherrscht waren, nicht aufhörte, sonntäglich beim Gottesdienste für den Prinzen von Preußen zu beten, wurde er mit Drohbriefen überschüttet. Er beachtete sie nicht. Da traten eines Sonntags früh zwei Männer zu ihm, befahlen ihm, das Gebet zu unterlassen, widrigenfalls ihm nach dem Gottesdienste zuverlässig sein ganzes Haus demoliert würde. Er sieht ruhig nach der Uhr und sagt: „der Gottesdienst dauert $1^1/_2$ Stunden, dann habe ich noch zwei Amtshandlungen, aber um 1 Uhr werde ich zu Hause sein. Kommen Sie nicht früher, ich möchte doch gern dabei sein.“ Selbstverständlich kam niemand.

Ein wie bescheidenes Maß von Mut dazu gehörte, den aufkeimenden Widerspruchsgeist zu dämpfen, erfuhr ich bei meinen eignen Leuten im Sommer. Es war Gebrauch, den Raps in der Nacht zu mähen. Da ich dies Jahr keinen baute und den Leuten bei der damaligen großen Hitze eine Erleichterung verschaffen wollte, hatte ich durch den Hofmeister ihnen sagen lassen, das Grasmähen solle am nächsten Morgen um 4 Uhr beginnen, statt um 6 Uhr, und dafür solle die Mittagspause 2 Stunden länger dauern. Als ich gegen Abend bei den Mähern war, noch allerlei mit dem Hofmeister besprach, fügte ich, schon im Weggehen, noch hinzu: zum Einharken brauche niemand mitzukommen, nur die Männer sollen erscheinen. Leise erwiderte letzterer: „Sie wollen nicht kommen.“ Ich kehrte sogleich zu ihnen zurück und fragte laut: „Wer will nicht kommen?“ und als auf meine wiederholte Frage keine Antwort erfolgte, auch mein Befehl, sofort mit Mähen inne zu halten, nicht befolgt, vielmehr so hastig wie sonst nie gemäht wurde, stellte ich mich mitten vor die Sensen, so daß sie einhalten mußten, und wiederholte nun mit Nachdruck meine Frage. Nach langem verlegenen Schweigen sahen sie sich einander an und plötzlich riefen fünf, sechs zugleich: „Wie willen alle nich kame.“ Nachdem ich sie auf das Thörichte ihres Thuns hingewiesen, ihren Undank gescholten hatte, schloß ich

damit: „möglicherweise werde ja auch hier wie in Berlin alles auf den Kopf gestellt werden, so lange ich aber noch der Herr wäre, würde geschehen, was ich anordnete; denn einer könne nur regieren; ich würde auch morgen 4 Uhr am Platze sein, und keiner von ihnen würde fehlen.“ Als ich halb 4 Uhr auf die Wiese kam, fand ich zu meinem Erstaunen 20 Mäher in voller Arbeit, aber auch 20 Einharkerinnen hinter ihnen. Es waren die sorgsamen Hausfrauen, die zur Sicherheit ihre Männer — wahrscheinlich nach ernster Gardinenpredigt — begleitet hatten. Meine Leute sind mir auch nie mehr widersetzlich entgegengetreten, und jedes Mal bin ich von ihnen gewählt, wenn sich Gelegenheit dazu bot.

O wie recht hatte der teure Herr v. Thadden-Trieglaff mit dem Worte: „Nur ein klein wenig Courage, nichts weiter ist nötig, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen!“ Die Ratgeber des Königs hatten sie leider nicht. In rascher Folge wechselten die ratlosen Minister wie das Wetter im April. Nur die Feigheit, Unklarheit und Unentschlossenheit blieben dieselben. Alle hatten die fixe Idee des schablonenmäßigen Konstitutionalismus, die viel später durch Bismarck erst gründlich ausgerottet wurde, daß ein Minister nur existenzberechtigt sei, wenn er die Majorität der Volksvertreter hinter sich habe. Schon am 19. März trat an Stelle Bodelschwinghs Heinrich v. Arnim, dessen unglücklicher Einfluß den Krieg mit Dänemark und die von ihm verfaßte Proklamation veranlaßte, darin der König die Leitung der deutschen Angelegenheiten übernahm. Er zog sogleich v. Auerswald heran und den Grafen Schwerin, einen der selbstlosesten und königstreusten Männer, von dem die Kreuz-Zeitung aber später nicht mit Unrecht sagte: „Er spricht verwirrend und regiert auflösend.“ Man erzählte, daß der König dreimal den Entschluß gefaßt hätte, Berlin zu verlassen, daß er zuletzt schon im Wagen gesessen habe, als Arnim ihm zugerufen habe: „Majestät, ein Hohenzoller fliehen von seinem Volk? Das ist noch nie dagewesen.“ Damit sei jeder weitere Versuch aufgegeben. Welch ungeheure Folgen hätte es haben können, denkt unser dummer Verstand, wäre der König seinen

treuen Truppen gefolgt und hätte der trunkenen Stadt nur acht Tage die Milchwagen abgeschnitten. Ohne Zweifel hätte sie sehr bald um Gnade gebeten; freilich hätte indes der leicht aufzuhetzende Pöbel drinnen unsägliches Elend angerichtet, Mord und Brand, Zerstörung der wertvollsten Sammlungen und des Staatsvermögens wären unausbleiblich gewesen. Und jetzt, wenn wir zurücksehen auf die ganze Entwicklung, müssen wir sagen, es war besser so, wie alles gekommen ist. Der Staatskörper hatte noch Lebenskräfte genug, um durch eine gesunde Reaktion die Krankheit zu überwinden, ohne einer gewaltsamen Operation mit furchtbarem Blutvergießen zu bedürfen wie in Italien, Frankreich, Oesterreich u. s. w., wo trotz des Aderlasses doch genug revolutionäres Gift zurückgeblieben ist.

Daß es dem Könige Ernst damit war, eine Volksvertretung zu schaffen, bewies schon die Berufung des vereinigten Landtages im Jahre 1847 und seine Vorlagen. Nur allmählich und maßvoller sollte sich gestalten, was sich jetzt in wilder Hast überstürzte.

Schon am 20. März mußte sein langjähriger Vertrauter, der Minister Graf Stolberg, einem Camphausen und Bornemann unter der Präsidentschaft des Grafen Arnim-Boitzenburg weichen, am 29. trat Camphausen an des letzteren Stelle und rief sogleich Hansemann an seine Seite. Dieser war die Seele des Ministeriums, trieb die Sache aber etwas burschikos. Schon sein Einzug in das Minister-Hotel soll dem Portier etwas ungewöhnlich vorgekommen sein, da er ohne jede Anmeldung ganz allein nur mit einer Kiste Cigarren unter dem Arm erschien. Auch veranstaltete er es, daß die Ministersitzungen gelegentlich in Hemdsärmeln mit Bier und Cigarren gehalten wurden. So erzählte man.

Am 2. April trat der vereinigte Landtag zusammen. Auch in ihm war die Aufregung aufs höchste gestiegen. Der teure Herr v. Thadden war Mitglied und nahm mich unter seinem Schutze auch mit in die Vorversammlungen, so daß ich aus nächster Anschauung einen Einblick gewann in die maßlose Verwirrung und Verblendung dieser Volksvertreter. Nach einer sehr stür-

mischen Sitzung beauftragte er mich, ihm zum anderen Morgen ein Paar geladene Pistolen bereit zu halten, da es bei der bevorstehenden entscheidenden Versammlung leicht zum Aeußersten kommen könnte. Ich führte nach ruhiger Ueberlegung seinen Auftrag nicht aus, und als ich ihm am anderen Morgen sagte, Pistolen seien in solcher Versammlung doch wohl nicht die rechten Waffen für einen Christen, hatte er dasselbe selbst längst für richtig erkannt. Leicht hätte es aber doch zum Schießen kommen können. Wie mir Moritz v. Blankenburg, Bismarcks nächster Freund, bald nachher erzählte, war Herr v. Vincke damals vor der Sitzung zu Letzterem gekommen und hatte ihm etwa Folgendes gesagt: „Sie, Herr v. Bismarck, sind Führer der Rechten, ich der Linken, wir wollen beide nur das Beste des Vaterlandes; sind wir einig, so ist es der Landtag. Die Gefahr ist aufs höchste gestiegen, nur ganz energische Mittel können noch vor dem Untergange retten. Das wissen Sie, wie ich.

Lassen Sie uns als Edelleute offen und ehrlich besprechen, wo sie zu finden sind. Ich kenne nur einen Weg zur Rettung und bin entschlossen, ihn zu betreten, deshalb werde ich heute drei Anträge stellen:

1) Friedrich Wilhelm IV. wird der Regierung für verlustig erklärt.

2) Der Prinz von Preußen wird für unfähig erklärt, sie zu übernehmen.

3) Prinz Friedrich Wilhelm übernimmt die Regierung unter Leitung einer Kommission des vereinigten Landtags bis zu seiner Majorennität.

Was werden Sie thun?"

Herr v. Bismarck antwortete: „Ich danke Ihnen, Herr v. Vincke, für Ihre Offenheit und werde eben so offen antworten. Wenn Sie die Anträge wirklich stellen, versuche ich zunächst, Sie als Hochverräter verhaften zu lassen; gelingt mir das nicht mehr, wie ich fürchte, so schieße ich Ihnen auf der Tribüne eine Kugel durch den Kopf." Damit war die Besprechung zu Ende. Ich erzähle das, um zu zeigen, wie hochgradig die Verwirrung

war, selbst bei sonst so besonnenen Männern wie Herr v. Vincke, von dem einmal der Präsident v. Gerlach sagte: „Solche Oppositionsmänner müssen wir in den Parlamenten haben, und sollten wir sie uns selbst wählen.“ Kein Wunder aber doch, daß sich aus so verschiedenen Anschauungen zwischen den beiden oben genannten Männern eine Gegnerschaft entwickelte, die nie wieder ausgeglichen ist. Es ist aber bekannt, daß Herr v. Vincke sich in der Folge gründlich bekehrte und ganz von der Politik zurückzog. Die drei Anträge stellte er aber nicht.

Dagegen wurde schon am 8. April trotz des berühmten Protestes des Herrn v. Thadden-Trieglaff das neue Versammlungsgesetz angenommen, und am 22. Mai trat die aus Urwahlen hervorgegangene Nationalversammlung zusammen. Wie bodenlos kopflos es bei ihrer Bildung zuging, zeigte unter anderem die Wahl in meinem Wahlkreise, dem Fürstentum Kammin. Ich selbst konnte nicht zum Wahlmann gewählt werden, da ich noch nicht das gesetzmäßige Alter hatte. Da mich aber alles aufs lebhafteste interessierte, bewegte ich mich doch fleißig in den entscheidenden Kreisen, zumal bei uns ein mir befreundeter treuer Christ, ein kleiner Eigentümer, aber sehr befähigter, tüchtiger, tapferer Mann, mit einem verunglückten Schauspieler zur engeren Wahl stand. Zwei Menschen, die verschiedener gar nicht gedacht werden konnten, beide der großen Menge fast unbekannt, aber beide mit vorzüglichem Maulwerke behaftet. Der erste wäre sicher gewählt, aber im letzten Augenblick wurde das böswillige Gerücht verbreitet, er sei ein Pietist und taufe seine Kinder selbst. Damit war seine Kandidatur beseitigt.

Merkwürdiger Weise ging es mir später in demselben Wahlkreise aus demselben Grunde genau ebenso. Obgleich ich in der entscheidenden Generalversammlung des konservativen Vereins, dessen langjähriger Vorsitzender ich war, mit großer Majorität als Kandidat zum Abgeordnetenhause aufgestellt war, sonst für die Wahl selbst stets entscheidend, wurde von einem Mitgliede desselben durch ein Rundschreiben eine Agitation ins Werk gesetzt, die mich veranlaßte, unmittelbar vor der Wahl zu Gunsten eines anderen Konservativen zurückzutreten, und

eine ganze Anzahl entschiedener Christen, wurde nicht von ihnen als Wahlmann gewählt, was ihn tief betrübte. Zwar baten sie ihn nachher reuig um Verzeihung, hatten ihm einstweilen aber einen versoffenen Bauern vorgezogen, der ihnen weitgehende Versprechungen gemacht hatte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich nämlich über ganz Pommern das Gerücht, daß jeder Tagelöhner drei Morgen Acker, einen Morgen Wiesen, dazu Wohnung, Garten, freie Weide für eine Kuh, drei Schafe und vor allen Dingen für seine geliebten Gänse erhalten solle, und wurde fest geglaubt. Mit gleichem Wohlwollen, wenn auch nicht mit gleicher Sicherheit, wurde es aufgenommen, daß alle Pächter hinfort Eigentümer werden sollten und dergleichen Unsinn mehr. Es ist unglaublich, wie schnell der Mensch zu glauben bereit ist, was er wünscht, und nicht im geringsten verwunderlich, daß es der Socialdemokratie so leicht wird, ihre Versprechungen, seien sie auch noch so unsinnig, an den Mann zu bringen.

Eins der unglaublichsten Ereignisse war der Zusammentritt des sogenannten Vorparlaments in Frankfurt a. M. am 31. März. Daß ohne irgend welches Mandat eine Anzahl Männer dort auf eigene Hand zusammentraten, einen „Fünfziger-Ausschuß" bildeten, in vier Tagen ein Wahlgesetz dekretierten, danach das deutsche Parlament gewählt wurde; daß dies alles unter den Augen und mit Gutheißen des ganz haltlosen Bundestages geschah; daß der Antrag des Bischofs von Münster (am 18. Mai), das große Werk doch wenigstens mit Gebet zu beginnen, mit Spott und Hohngelächter beantwortet wurde, ohne daß ihm auch nur eine Stimme zufiel, klingt Einem heute fast wie ein Märchen.

Indeß war ich von Berlin nach Hause zurückgekehrt und wurde auch dort durch die Umstände gleich mitten in die Bewegung hineingezogen. Als ich mich eines Tages mit meinem Schwager in der zwei Meilen von uns entfernten Stadt Körlin befand, hörten wir, daß am Abend eine Volksversammlung stattfinden sollte. Ein in der Stadt und Umgegend sehr beliebter Techniker war Vorsitzender, drei einflußreiche Leute standen ihm zur Seite. Alle waren uns wohl bekannt, und wir nahmen

keinen Anstand, die Versammlung zu besuchen, hielten uns in dem ganz überfüllten Saale jedoch ganz im Hintergrunde, bis plötzlich eine Stimme rief: „da ist ja Herr Andrae, der gesagt hat, in Körlin gebe es nur noch Republikaner.“ Sofort erhob sich ein wüstes Geschrei: „Werft den Pietisten zum Fenster hinaus, schlagt den Mucker tot.“ Andere schrieen: „Rede halten, auf die Tribüne“, und mit unwiderstehlicher Gewalt wurde ich zur Rednertribüne gedrängt. Es war noch das beste, was mir begegnen konnte. Als sich der Tumult etwas gelegt hatte, erklärte ich das Gesagte für eine Verleumdung und eine Lüge, und als mir zugerufen wurde, man werde Zeugen stellen, versicherte ich, daß ich in der nächsten Versammlung erscheinen und diese erwarten werde.

„Nun,“ rief der Vorsitzende, „das würde ich doch nicht leugnen, gesagt zu haben, das Militär hätte lange nicht genug Bürger erschossen, denn er habe es selbst gehört, daß ich dies zu einem anderen unter seinem Fenster ausgesprochen habe.“ „Zwar etwas ähnliches, aber doch gerade das Gegenteil habe ich gesagt,“ erwiderte ich, „nämlich: das Militär habe viel zu spät geschossen, denn darüber könne kein Mensch im Zweifel sein, daß viel Blutvergießen erspart wäre, hätte man zu rechter Zeit bei den kleinen, dem 18. März vorhergehenden Putschen Ernst gemacht.“ Die Versammlung wurde hiernach bald geschlossen, und da die Menschen gewiß wußten, daß ich mein Wort halten und wiederkommen würde, verließ ich mit meinem Schwager unangefochten die Stadt. Bis zur nächsten Versammlung, 14 Tage später, war die Begebenheit in der ganzen Gegend verbreitet. Aufforderungen von Körlin aus, dort einen konservativen Verein zu gründen, kreuzten sich mit Vorwürfen und Warnungen aller Art. Zu den Warnenden gehörte auch der Oberst a. D. v. Podewils in Cossegger, der mir von dieser Zeit an ein unwandelbar treuer Freund geworden und geblieben ist, ein Invalide aus den Freiheitskriegen, ein Edelmann im besten Sinne des Wortes. Er kannte den Pöbel und die Stimmung in Körlin genau, da er nahe bei der Stadt wohnte, und hatte große Sorge um mich; da er aber hörte, daß ich

das Versprechen gegeben, zu kommen, war er keinen Augenblick zweifelhaft, daß ich gehen müsse. Wie in allen Dingen stand mir auch hier mein lieber Schwager Flügge treu zur Seite. Obgleich er selbst nichts versprochen hatte, kam es bei ihm gar nicht in Frage, daß er mich begleiten müsse. So fuhren wir denn getrost zur Stadt, die wir in großer Erregung fanden.

Der Versammlungssaal war überfüllt. Da ich von Anfang an nahe der Rednertribüne und dem Vorstandstische stand, sah ich zu meiner Verwunderung, wie ein alter Mann mit langen weißen Haaren, ohne in das allgemeine Geschrei einzustimmen, ganz ruhig, langsam, aber fast wie eine Schraube sich durch die Menge nach vorne drängte. Eine ganze Reihe kräftiger Männer folgte ihm ebenso schweigend, aber fest geschlossen wie ein Kranichzug bis ganz in meine Nähe. Es war, wie ich später erfuhr, der Hofmeister meines fürsorgenden Freundes, des Obersten v. Podewils, der, selbst durch sein lahmes Bein am [redacted]erhindert, zwei Leiterwagen mit seinen zuverlässigsten [redacted] meinem Schutz geschickt hatte.

[redacted]tten alle kurze Knittel unter den Röcken, mit dem [redacted]ch möglichst unbemerkt in meine Nähe zu drängen, [redacted]s ganz ruhig zu verhalten, bis mich etwa jemand [redacted]t aber auch rücksichtslos mich herauszuhauen. Gott[redacted] nicht nötig. Endlich trat Stille. Der Vorsitzende, [redacted]er, ging möglichst rasch auf die Sache ein und rief [redacted]ungen gegen mich auf. Es erschienen zu meiner [redacted]ig der Stadt und der Hofprediger unseres Pastors [redacted]schwiegervater. Schwager und ich, hatten wohlweislich [redacted]en der beiden letzten Bänke einen sogenannten Keil [redacted]t Bauern und Bürgersleuten in Schafpelzen, darun[redacted] Lehrer [redacted] [redacted] [redacted]

dies ohne weiteres zugab, aber betonte, welch großer Unterschied sei zwischen diesem Ausspruch und der Verleumdung in der letzten Versammlung, daß ich vielmehr bestimmt hoffte, außer diesem einen, der seine republikanische Gesinnung mir frei ausgesprochen habe, gebe es keine ähnliche in der Stadt, erscholl natürlich der stürmische Ruf: „Namen nennen". Dicht neben mir stand der Uebelthäter, der junge Arzt Dr. Stein. Ich flüsterte ihm zu, ob er nichts dagegen habe, daß ich ihn nenne, und that es auf seine laute Antwort: „Gewiß nicht." Zugleich bat er ums Wort und setzte nun in langer Rede auseinander, daß er die Republik allerdings für die vollkommenste Regierungsform halte; aber ob sie hier und jetzt das beste wäre, sei eine andere Frage. Ich antwortete, der Versammlung das Urteil über die sehr gewundene Erklärung überlassend, ich hielte dafür, daß jeder ehrliche Mann das, was er fürs beste halte, auch erstreben müsse, folglich Dr. Stein auch die Republik, das heiße bei uns aber nichts anderes als das Königtum von Gottes Gnaden, dadurch Preußen erst Preußen geworden, vernichten, alle alte Ordnung und Sitte auf den Kopf stellen u. s. w. Die Stimmung wurde zusehends mir günstiger. Der Vorstand, wozu auch mein Hausarzt gehörte, war in peinlicher Verlegenheit und schloß nach einigen nichtssagenden Redensarten die Versammlung. Daß wir trotz der gesteigerten Wut unserer Gegner unbehelligt in den Gasthof kamen, trotzdem wir beide ganz allein durch die dunklen Straßen gingen, war uns verwunderlich. Ganz allein waren wir jedoch nicht, wie ich erst einige Jahre später erfuhr, und ich will das gleich hier im Zusammenhange mitteilen, obgleich ich damit vorweg greife.

Unter den Agitatoren, welche die Revolutionäre oder die Demokraten, wie sie damals sich nannten, für ihre Wühlarbeiten hier angestellt hatten, war der begabteste und eifrigste der Mechanikus Ponfold in Körlin. Es wurde ihm ein Reitpferd gehalten, mit dessen Hülfe er die Dörfer besuchte, um Versammlungen zu halten, die Leute aufzuhetzen und namentlich für die Wahlen zu bearbeiten. Instinktmäßig haßte er mich von meinem ersten Auftreten an gründlich. Als sich nach und nach das Land

beruhigte, sogar die Wahlenthaltung von seinen Auftraggebern beschlossen wurde, hörten auch die Agitationen auf und damit seine Diäten. An der Arbeit hatte er aber allen Geschmack verloren, am Bummeln desto mehr gefunden; er verdiente nichts mehr, sollte aber seine Familie ernähren. Seine alten Freunde ließen ihn im Stich, er sank tiefer und tiefer, beraubte schließlich die Post — merkwürdiger Weise gerade auf meinem eigenen Romaner Grund und Boden —, kam in Untersuchung und schließlich ins Zuchthaus, von da aber als Abkommandierter in das Asyl für Vagabunden und entlassene Sträflinge — dasselbe, was man jetzt Arbeiterkolonie nennt und davon später die Rede sein wird, das ich in den 50er und 60er Jahren mit einigen Freunden auf einem meiner Vorwerke eingerichtet hatte und unterhielt. Wir thaten beide, als kennten wir uns nicht; unsere täglichen Begegnungen waren ihm aber furchtbar; bald fiel er in ein hitziges Nervenfieber, lag mehrere Tage bewußtlos, in schrecklichen Phantasien, und war so krank, daß der Arzt wenig Hoffnung für ihn hatte. Als ich in dieser Zeit einmal auf seinem Bett saß, seine Hand in der meinen hielt, um seinen Puls zu fühlen, öffnete er plötzlich die Augen, sah mich starr an, schauderte und schloß sie sogleich. Nach einer Weile öffnete er sie wieder, sah mich lange schweigend an wie in tiefem Besinnen, dann erzitterte plötzlich sein ganzer Körper, Thränen stürzten aus seinen Augen und, indem er sie mit beiden Händen bedeckte, brach er in lautes Schluchzen aus. Ich suchte ihn zu beruhigen, er aber fand keine anderen Worte als: „Ich elender Mensch, es gab niemand, den ich mehr haßte, den ich lieber totgeschlagen hätte, als Sie, und nun müssen Sie gerade auf meinem Krankenbette sitzen, mich pflegen und trösten und haben mich wieder zu Gottes Wort geführt, das ich ganz vergessen hatte!“ Letzteres bezog sich wohl hauptsächlich auf die Bibelstunden, die ich Sonntag Abend und auch sonst öfter im Asyl zu halten pflegte. — Als nun einmal die Bahn gebrochen war, nahmen seine Bekenntnisse ihren Lauf wie ein Strom. Dabei erzählte er auch, daß er sich mit einigen Gesinnungsgenossen das Wort gegeben habe, mich niederzuschlagen, wo sich Ge-

legenheit böte. Zweimal hätten ſie mich auch in der Finſternis verfolgt, jedesmal habe ſich aber ein anderer Haufen, den ſie nicht gekannt, zwiſchen uns geſchoben, ſo daß ſie nicht hätten an mich herankommen können. Das dritte Mal hätten ſie ſicher geglaubt, mich völlig in Händen zu haben: dies ſei auch thatſächlich der Fall geweſen, und was ſie damals gehindert, dieſe Gelegenheit auszunutzen, könne er heute noch nicht begreifen. Von alledem wußte ich durchaus nichts, habe auch nie erfahren, welche Schutztruppe Gott der Herr die beiden erſten Male zwiſchen uns und unſere Verfolger geſchoben hatte, oder auf welche andere Art er letztere von uns getrennt gehalten. Jedenfalls hatte Er an uns die köſtliche Verheißung erfüllt: „Ich habe Meinen Engeln befohlen über dir, daß ſie dich behüten . . . .“

Noch handgreiflicher trat dies in dem dritten Falle an mich heran. Von dem wohlgeſinnten Bürgermeiſter Kühl und anderen Körliner Bürgern ermutigt, gründete ich für Stadt und Umgegend einen konſervativen Verein, deſſen Satzungen ſo ſcharf abgefaßt waren, daß mit gutem Gewiſſen nur wirkliche Konſervative eintreten konnten. Es ging auch alles gut, die Mitgliederzahl war in ſtetem, raſchem Wachſen, die Verſammlungen fanden regelmäßig ſtatt, waren gut beſucht und ihr guter Einfluß ward immer fühlbarer. Leider ſprach außer mir, ſo weit von wirklichen Vorträgen die Rede war, niemand, und die Verantwortung, allein dafür ſorgen zu müſſen, daß die Verſammlungen nicht an Langeweile verſumpften, lag ſehr ſchwer auf mir. Hätte der Herr mir nicht ſo treu beigeſtanden und mir *gegeben*, was ich reden ſollte, ſo wäre ich gar übel zu Schanden geworden, denn auswendig gelernte Reden zu halten, war ich viel zu unruhig. Dagegen war ich ſtets vollkommen ruhig, ſowohl beim Leiten als beim Sprechen in der Verſammlung, wenn ſie recht ſtürmiſch war. Je ſtürmiſcher es herging, deſto ruhiger ward ich, darauf konnte ich mich verlaſſen. Ich erzähle das hier, um andere, die in ähnliche Lage kommen wie ich, zu warnen vor zu großer Aengſtlichkeit, ſie zu ermutigen, getroſt in feſtem Gottvertrauen zu übernehmen, wozu ſie berufen werden, wenn es ihnen auch an Selbſtvertrauen fehlt.

Doch ich fahre in der Erzählung fort. Den Körliner Demokraten, darunter außer dem genannten Techniker zwei Brüder, der eine Gutsbesitzer, der andere Besitzer eines großen Mühlenwerkes, Männer von besonderem Einfluß und großer Energie — war der konservative Verein recht ein Dorn im Auge. Sie suchten ihn zunächst dadurch zu stören, daß trotz der scharfen Satzungen einige ihrer Leute veranlaßt wurden, in den Verein zu treten. Da ich hier einen Riegel vorschob, machten sie andere Versuche. Sie drängten sich als Gäste in die Versammlungen ohne Mitgliedskarte, so daß ich den Beschluß durchsetzte, daß nur eine solche in Zukunft zum Besuche einer Versammlung berechtigen sollte. Schon im Laufe der nächsten Woche erhielt ich verschiedene Droh- und Warnungsbriefe. Ich ward benachrichtigt, die ganze Stadt sei in Aufruhr, große Dinge würden vorbereitet, der Verein solle gewaltsam gesprengt werden, mir werde es ans Leben gehen usw. Auf meinen alten Freund, den Oberst v. Podewils, durfte ich nicht rechnen, er lag krank zu Bette, konnte auch seine Leute nicht schicken, da sie nicht Vereinsmitglieder waren; übrigens hatte ich nicht die geringste Furcht. Am Morgen des bestimmten Tages kam plötzlich ein Reiter auf den Hof gejagt, warf mir einen Brief vor die Füße, ebenso schnell sein Pferd herum und eilte in voller Karrière davon.

Es war ein neuer, sehr ernster Warnbrief ohne Unterschrift, der jedoch weder mich noch meine Frau zweifelhaft machte über das, was zu thun sei. Ich hatte die Versammlung berufen und durfte nicht fehlen. Nachmittags fuhr ich mit meinem Schwager zur Stadt. Vor der großen Brücke, die über die Persante zu ihr führte, standen zwei gut gesinnte Bürger, die den letzten Versuch machten, uns zurück zu halten. Wir dankten ihnen herzlich und befahlen uns in Gottes Hände. Meine Bitte an den Kommandierenden der in Körlin liegenden Batterie, uns nötigenfalls zu schützen, wurde mit dem Hinweis erwidert, das könne nur geschehen, wenn die Ortsobrigkeit es fordere. Ich ging zum Bürgermeister. Er versprach mir Unterstützung und schickte einen Polizeidiener. Wenn ich mit dessen Hülfe es

verhindere, daß Nichtmitglieder in die Verſammlung kämen, meinte er, könne gar nichts geſchehen, draußen wolle er ſchon Ordnung halten. Um erſteres zu verhindern, ſtellte ich mich mit dem Poliziſten ſelbſt in die nur halb geöffnete Flügelthür. Der Andrang war ein ungeheurer, ich ließ jedoch nur wirkliche Mitglieder ein. Als das Geſchrei und Gedränge immer heftiger wurde, bat mich der Poliziſt ſchreckensbleich, einmal austreten zu dürfen. Die Menge ließ ihn willig durch, natürlich kam er nicht wieder. Jetzt wurde meine Lage ſchwieriger, kaum konnte ich die Thür decken, doch wagte keiner der mir Bruſt an Bruſt Gegenüberſtehenden, mich anzugreifen. Zwar fühlte ich wiederholt an Kopf und Schultern Fäuſte vorbeihuſchen, berühren that mich keine. Mehrmals kroch einer unter den Vorderſten durch, mir die Beine oder Füße fortzureißen, aber, was ſonſt ſo leicht von Erfolg iſt, machte jetzt auf mich nicht den geringſten Eindruck. Die Vorderſten ſtemmten ſich ordentlich gegen das wütende Drängen von hinten, ſo daß es mich nicht unmittelbar beläſtigte, dagegen hielt die ſchwere eichene Flügelthür den Druck nicht aus, mit lautem Krach brach ſie plötzlich mitten entzwei und mit fürchterlichem Gebrüll ging der Strom neben mir in den Saal. Mir blieb nun nichts übrig als mich zurückzuziehen. Mein Schwager, der eben den letzten der vorſichtigen Konſervativen durch eine Hinterthür entlaſſen hatte, ſagte, es habe ausgeſehen, als wenn bei einem Dammbruch ein Korken oben auf der ſchäumenden Flut ſchwämme. In der That war ich mitten in dem wütenden Haufen. Menſchlich geſprochen, hatte er es völlig in der Hand, mich niederzuſchlagen und unter die Füße zu treten. Es hätte niemand auch eine Abſicht behaupten können. Es geſchah mir aber nicht das geringſte, und unbehelligt fand ich mich mit meinem Schwager auf der Tribüne zuſammen, die auch zugleich der Platz des Vorſitzenden war. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß der Herr uns nicht ſtecken laſſen werde, war aber ſehr neugierig darauf, wie Er es wohl machen würde. Unſere Lage war eine der ſchrecklichſten, in der ich je geweſen bin. Der Saal war Kopf an Kopf gefüllt von unſeren Feinden, die meiſt betrunken,

buchstäblich wutschäumend mit drohenden Fäusten und tobendem Geschrei uns umgaben. Ich habe nie wieder einen solchen Haufen wütender Menschen gesehen, schrecklich wie wilde Tiere anzusehen. Trotzdem rührte uns niemand an, obgleich die Menschen unmittelbar vor uns standen und drohten.

Das dauerte wohl eine halbe Stunde. Es war mir, als ginge mich dies alles persönlich gar nicht an, ich hatte mein Taschenbuch in der Hand und schrieb mir die tollsten Schreier und ihre Drohungen auf, aber die Sache mußte doch irgend ein Ende nehmen. In Gottes Namen ergriff ich also die vor mir stehende Glocke und klingelte. Im Augenblicke tiefe Stille, nur unterbrochen von dem Rufe: „Rede halten, Rede halten!" „Jawohl," sagte ich, „eine Rede will ich halten, wenn sie auch nicht allen gefallen wird; aber das sage ich im voraus, sobald mich jemand unterbricht, spreche ich nicht weiter und verlasse den Saal." Ohne den Willen der Versammelten war das freilich gar nicht möglich, doch gab mir Gott das unbedachte Wort in den Mund, das schließlich wesentlich zu unserer Rettung diente. Er gab es auch, daß ich mit großer Freudigkeit für Christentum und Königtum ein gutes Bekenntnis ablegen konnte. Es erhob sich kaum ein Laut. Ich sagte ihnen, sie seien zwar mehrere Hundert, wir nur zwei, aber ein Stärkerer stände uns zur Seite, ohne dessen Willen sie uns nicht ein Haar krümmen könnten, und dessen Gebote sie verhöhnten damit, daß sie in fremdes Eigentum einbrächen. Dieser Saal sei von mir gemietet, also heute mein Eigentum wie mein Wohnhaus. Wie Diebe und Räuber seien sie hier eingebrochen, als Diebe und Räuber sollten sie auch behandelt werden. Es wurde immer stiller, nichts hinderte mich, ihnen die stärksten Wahrheiten zu sagen, das bestimmteste Zeugnis wider die Revolution abzulegen, die jetzt drohe, dem ganzen Volke Ruhe und Frieden zu zerstören, bis plötzlich ein Betrunkener — ich muß sagen zu meiner Freude — mit der Faust auf den Tisch schlug und ausrief: „Ich bin ein Demokrat von reinstem Wasser, sollte mir jedoch jemand 1 Thaler monatlich geben, so ginge ich auch unter die Reaktionäre." Trotz lauten Widerspruchs nahm ich die günstige

Gelegenheit wahr, denn ich wußte nichts Rechtes mehr zu sagen, hätte auch, wie so oft geschieht, durch die Länge leicht alles verderben können, und rief laut: „Ich habe zuvor gesagt, nicht weiter reden zu wollen, wenn ich unterbrochen würde, und ich halte Wort.“ Während des stürmischen Geschreies „weiter reden!“ trat ich von der Tribüne herab, dem vor mir stehenden Kerl auf die Füße. Er wich sofort auf die Seite, ebenso der folgende und alle anderen. Durch eine enge Gasse, aber ganz unangefochten, verließ ich den Saal und erreichte mit meinem Schwager, der mir auf dem Fuße folgte, das Gasthaus im ruhigen Schritt. Unmittelbar hinter uns her stürzte zwar der Volkshaufe, der plötzlich erkannte, daß ihm sein Opfer entgangen war, und erfüllte mit Toben und Schreien den Marktplatz vor dem Gasthause, bis nach $1\frac{1}{2}$ Stunden Gott einen starken, kalten Regen schickte, der die Aufrührer schnell abkühlte und in die Häuser trieb, uns aber den Weg bahnte, völlig ungehindert nach Hause zu fahren. Das Nachspiel war eine Klage des Polizeianwalts gegen die von mir aufgezeichneten Schreier. Der selbst demokratische und mit den Führern nahe befreundete Kreisrichter behandelte mich im Termin, da ich als Zeuge erschien, mit stolzer Verachtung und sprach alle Angeklagten frei. Der Staatsanwalt appellierte, und dann wurden alle zu erheblichen Strafen verurteilt, ich aber trug meine Strafe darin, daß Bäcker, Schlächter u. s. w. in Körlin meinem Hause jahrelang nichts verkauften, wenn meine Frau nicht unter anderem Namen kaufen ließ, und daß ich überhaupt als ein reaktionäres Schreckbild hingestellt und gemieden wurde. Später verwandelten sich freilich mehrere meiner damaligen grimmigsten Feinde in die besten Freunde.

Mit dem konservativen Verein in Körlin, der mich so schmählich im Stiche gelassen hatte, war es allerdings nun vorbei, und der einzige wohlgesinnte politische Verein in der Nähe versammelte sich fünf Meilen von uns in Regenwalde. Ein als politischer Schriftsteller bekannter Gutsbesitzer, v. Bülow-Cummerow, stand an der Spitze, v. Thadden-Trieglaff und v. Blankenburg-Zimmerhausen gehörten ihm an, aber auch alles,

was nur nicht gerade demokratisch war. Der Verein nannte sich auch nicht konservativ, sondern konstitutionell. Es war aber der einzig erreichbare derartige Verein, daher traten wir ihm bei und machten unverdrossen jede Woche die zehnstündige Fahrt.

Der Uebermut und der Thatendurst der Revolutionäre in Berlin war unterdessen aufs höchste gestiegen. In der Angst vor einer Gegenrevolution und in der Ueberzeugung, jetzt noch die Macht in Händen zu haben, drängte die Demokratie mit allen Kräften zu einer Entscheidung. Die Angst war nicht ganz unbegründet. Schon im Mai jagte das Gerücht, der Prinz von Preußen kehre aus England zurück und werde an der Spitze der Armee und einer kleinen aber mächtigen Partei pietistischer Reaktionäre eine Gegenrevolution versuchen, einen panischen Schrecken ein, und wenn auch, wie heute noch, bei der großen Menge unzweifelhaft feststand, daß bei letzteren einige Schrauben losgegangen waren, glaubte man doch ihren Fanatismus nicht unterschätzen zu dürfen. Eine völlig verständnislose Anschauung! Waren diese auch fast die einzigen, die sich vor der siegreichen Revolution nicht gebeugt hatten, so waren sie grundsätzlich doch so weit davon entfernt, gegen den Willen des Königs die Waffen zu ergreifen, daß sie den Versuchen, eine gewaltsame Gegenrevolution hervorzurufen, die ja allerdings gemacht wurden, den entschiedensten Widerstand entgegensetzten. Dagegen wurde der offene Kampf mit erlaubten Waffen ohne Säumen vorbereitet.

Schon im April fanden in der Wohnung des Generals Leopold v. Gerlach zwischen ihm und seinem Bruder, dem Oberlandgerichts-Präsidenten Ludwig v. Gerlach, und dem Assessor Wagener Besprechungen statt über die Gründung einer christlich-konservativen Zeitung und die Bildung einer konservativen Partei. Die drei Brüder von Gerlach waren sehr hervorragende, entschieden christliche, unentwegt königstreue Männer, bei Friedrich Wilhelm IV. hochangesehen, doch standen sie demselben nicht gleich nahe. Der König soll das Verhältnis selbst einmal so charakterisiert haben: den Otto (Konsistorialrat) verehre ich, den Leopold liebe ich, den Ludwig fürchte ich. Der thatkräftigste

geiſtreichſte, redegewandteſte war der Letztere, einer der bedeutendſten Männer, die ich kennen gelernt habe. Wenn ich auch nicht in allen Stücken, z. B. in ſeiner Vorliebe für England, in ſeiner Stellung zum öſterreichiſchen Kriege und deſſen Folgen und ſpäter zum Zentrum, mit ihm gehen konnte, ſo habe ich ihm doch außerordentlich viel in politiſcher, wie in kirchlicher Beziehung zu danken und ſtelle ihn in ſeinem ſtrengen, unparteiiſchen Gerechtigkeitsſinn, der auch von ſeinen Feinden ſtets voll anerkannt iſt, in ſeiner Klarheit und Schlagfertigkeit, ſeiner unwandelbaren Feſtigkeit und furchtloſen Kampfesfreudigkeit ſehr hoch. Wie hoch er ſ. Z. auch bei Herrn v. Bismarck in Anſehen ſtand, habe ich mehr als einmal erfahren. Ein kleines Erlebnis will ich hier mitteilen.

Als Herr v. Bismarck Abgeordneter zur 2. Kammer war, beſuchte ich ihn öfter morgens ſchon vor der Sitzung. Eines Tages empfing mich Frau v. Bismarck mit den Worten: „Otto liegt zwar noch im Bett, aber es iſt ja 10 Uhr, kommen Sie nur herein, er wird doch einmal aufſtehen müſſen.“ Obgleich es ſeine Gewohnheit war, ſpät ins Bett zu gehen und daher ſpät aufzuſtehen, erſchreckte mich dies doch etwas; auf meine Frage: „iſt er denn krank? fehlt ihm etwas?“ erhielt ich die Antwort: „Ja, fehlen thut ihm etwas, ich weiß nur nicht was. Die ganze Nacht hat er geſtöhnt und ſich unruhig umhergeworfen, bis ich mich ordentlich ängſtigte und fragte: Otto, was iſt dir? fehlt dir etwas? aber weiter keine Antwort erhielt als: O, er iſt doch nur ein Jude.“ Als ich noch meine Verwunderung darüber ausſprach, ertönte plötzlich Bismarcks laute Stimme hinter dem Vorhang: „Ja gewiß, er iſt doch nur ein Jude,“ und auf meine Frage: „Wer denn? Wen meinen Sie eigentlich?“ die Antwort: „Stahl meine ich, wen könnte ich denn ſonſt meinen?“ „Was,“ ſagte ich, „Stahl meinen Sie? Den Führer und Fahnenträger unſerer Partei? Von dem wiſſen Sie nichts weiter zu ſagen, als daß er nur ein Jude iſt?“ „So,“ rief er, „was denken Sie, würde aus Stahl geworden ſein, wenn er nicht Gerlach zur Seite hätte!“ — Stahl war damals der Vorſitzende der kleinen, aber aus lauter hervorragenden Män-

nern bestehenden, nach ihm benannten Fraktion der äußersten Rechten in der ersten Kammer, zu dem wir alle mit Begeisterung und Verehrung aufsahen. Auch der Präsident v. Gerlach gehörte ihr an, und so sehr mich Bismarcks Ausspruch zuerst überraschte, mußte ich bei weiterer Besprechung doch zugeben, daß sich bei Stahl einige leise liberale Anklänge fanden, denen Gerlach nicht zustimmte. Wie nahe aber stand Bismarck dem Präsidenten Gerlach, daß er sich durch solche leise Abweichungen so schwer beunruhigen lassen konnte. Noch bis 1866 hin konnte ich beobachten, welchen Wert er auf des Letzteren Urteil legte, dann erfolgte freilich der unheilbare Bruch.

Für die Gründung einer konservativen Zeitung Teilnehmer zu erwerben war nicht leicht. Die meisten Konservativen gaben überhaupt alle Hoffnung auf Besserung unserer Zustände verloren, wenige sahen mit Vertrauen der Zukunft entgegen; aber die notwendigen, verhältnismäßig recht geringen Gelder wurden doch gezeichnet, und im Juni erschienen die Probenummern der „Kreuz-Zeitung". Sie wirkten wie der Befehl Blüchers „Vorwärts nach Wawre" nach der verlorenen Schlacht bei Ligny. Vieler Herzen und Häupter richteten sich wieder auf bei dem deutlichen, furchtlosen Tone dieser Kriegstrompete. 3000 Abonnenten waren sofort der überraschende Erfolg. Anfang Juli erschienen die ersten Nummern. Die berühmten zwölfzeiligen Leitartikel, welche in bewunderungswürdiger Klarheit, Furchtlosigkeit und fast rhythmischer Schönheit die christlich-konservativen Grundwahrheiten entwickelten, der meisterhaft redigierte „Zuschauer", der die geheimsten Gespräche der Demokraten veröffentlichte, wirkten wahrhaft erhebend und begeisternd auf die Freunde, geradezu verblüffend auf die Gegner. Das Erstaunen über das Dasein der „kleinen, aber mächtigen Partei" machte aber bald dem wütendsten Hasse Platz. Was alles angestellt wurde, die Verbreitung der Zeitung zu verhindern, ist wahrhaft unglaublich. Je mehr ihr Ansehen wuchs, desto mehr wuchsen die Anfeindungen und Verfolgungen, Denunziationen, Untersuchungen (30 in einem Tage), falsche Extrablätter unter ihrem Namen, Karrikaturen überstürzten sich förmlich. Es fehlte

weder an Drohbriefen, noch an lebensgefährlichen Angriffen auf den Redakteur. Andrerseits dämmerte aber auch das Bewußtsein auf, daß ein Unterliegen der Revolution doch nicht unmöglich sei. So erschien eines Tages, wie Wagener erzählte, einer der Haupt-Agitatoren, der sogenannte Linden-Müller, in der Redaktion mit dem Vorschlage, diese solle die Verpflichtung übernehmen, dafür zu sorgen, daß er nicht gehängt werde, wenn die Reaktion siege; im umgekehrten Falle wolle er dann der Redaktion das gleiche verbürgen. Der Vertrag ward angenommen und Linden-Müller von nun an in der Redaktion häufig gesehen, außer ihm aber eine ganze Anzahl seiner Gesinnungsgenossen, welche ungerufen gegen gute Bezahlung die intimsten Geheimnisse ihrer Partei mitteilten.

Zur Redaktion der „Kreuz-Zeitung" gehörten zuerst außer Wagener die DDr. Hermes, Langbein, Georg Hesekiel, Göbsche und Adami. Ich nenne sie mit Namen, weil es wohl angebracht ist, daß man sich dieser mutigen, gesinnungstreuen, tapferen Männer erinnert, die damals ohne Bedenken ihr Leben und ihre Existenz zum Besten des Vaterlandes aufs Spiel setzten und mit großem Geschick und Erfolg das Unternehmen leiteten. Zu den thätigsten Mitarbeitern gehörten der Präsident v. Gerlach, dessen Monatsrundschauen weit über Preußen hinaus eine hervorragende Bedeutung erlangten, Graf v. Krassow, v. Below-Hohendorf und Herr v. Bismarck-Schönhausen, ohne dessen kurze, kernige Artikel fast keine Nummer der Zeitung erschien. Professor Stahl, der für einen Hauptmitarbeiter der Zeitung gehalten wurde, lieferte dagegen sehr wenig, und mag damit wohl meine früher erzählte Aeußerung Bismarcks über ihn in Verbindung stehen. Auch ich konnte mich wegen Zeitmangels nur wenig beteiligen.

Die außerordentlich schwierige Lage der „Kreuz-Zeitung" begründete sich darin, daß sie nicht nur Revolution zu bekämpfen, sondern auch Stellung zu nehmen hatte gegen manche Unklarheiten oder Irrungen ihrer Freunde. Wie durchaus falsch es ist, ihr die Verteidigung des Absolutismus, der Bureaukratie und des Polizeistaates vorzuwerfen, beweisen einige in späterer Zeit

veröffentlichte Briefe des Präsidenten v. Gerlach an den Chefredakteur, und ihre vielfachen Verfolgungen und Konfiszierungen durch die Behörden. Letztere geschahen, soviel ich mich erinnere, nur unter konservativen Ministern.

Einer der hervorragendsten und thatkräftigsten Konservativen, der es auch bis zu seinem Tode geblieben ist, war der Landrat des Belgarder Kreises, Hans v. Kleist-Retzow. 1846 auf seines Freundes, des Herrn v. Blankenburg-Zimmerhausen, Hochzeit lernte er Bismarck kennen, fast zu derselben Zeit, als ich mit ihm bekannt und befreundet wurde. Blankenburg hatte den Scherz gemacht, beiden zu sagen, daß der andere schwerhörig sei, so daß das gegenseitige Anschreien komisch genug wirkte, aber nicht verhinderte, daß die beiden auf gleicher politischer und christlicher Grundlage stehenden Männer sich schnell sehr nahe und in ein so inniges Verhältnis traten, daß sie als Abgeordnete lange Zeit zusammen wohnten. Merkwürdig ist es, daß schon während der Hochzeitsfeier der alte Herr v. Blankenburg, der beide hier erst näher kennen lernte, ihre hohe Bedeutung bereits erkannte und in einem Toaste Bismarck als künftigen Minister, Kleist als künftigen Oberpräsidenten feierte. Wie schnell sollten sie sich als felsenfeste Stützen des Christentums und des Königtums in den Stürmen der Revolution bewähren, wie bald sollte auch diese Verheißung buchstäblich in Erfüllung gehen!

Bei dieser Gelegenheit lernte Bismarck auch seine Frau kennen, eine Nichte des Landrats v. Kleist-Retzow, Johanna v. Puttkamer-Reinfeld, und wurde dadurch aufs neue in ausgeprägt christliche Kreise hineingezogen, denen er auch innerlich bald mit vollster Ueberzeugung und Uebereinstimmung angehörte. Schon seine Reden im Vereinigten Landtage legen davon das glänzendste Zeugnis ab.

Männern wie Bismarck und Kleist war die Gründung der „Neuen Preuß. Zeitung“ nur eine Etappe auf dem Wege zur Bildung einer konservativen Partei. Ende Juli traten sie bei des ersteren Schwiegervater, Herrn von Puttkamer auf Reinfeld, mit Herrn von Below-Hohendorf zu einer Besprechung zusammen, in welcher die Berufung einer großen Versammlung von königs-

treuen Männern aus ganz Preußen beschlossen wurde. Da man die weitverbreitete Angst vor den „Pietisten“ kannte, sollten jedoch ausgesprochene Führer derselben, wie die obengenannten, nicht die Einberufer sein, v. Kleist-Retzow wurde vielmehr beauftragt, den Vorsitzenden des konstitutionellen Vereins in Regenwalde, Herrn v. Bülow-Cummerow, dazu zu bewegen. Dieser war gern dazu bereit und nahm die Sache energisch in die Hand.

Herr v. Bülow war ganz frei von Pietismus, im übrigen ein konservativer Mann, als ein Feind der Revolution bekannt, dabei tüchtig und trotz seines Alters und seines gebrechlichen Körpers arbeitsfrisch, voll Mut, Ausdauer und Entschlossenheit. Ich gewann sein Vertrauen bei Gelegenheit des Beschlusses einer Adresse des Regenwalder Vereins an die Nationalversammlung. Der Verein hatte sechs Personen gewählt, darunter auch mich, um passende Entwürfe vorzulegen. Vor der beschließenden Versammlung nahm mich der Vorsitzende beiseite, sagte mir viel Schmeichelhaftes über meinen Entwurf, verhehlte aber nicht, daß er viel zu „kräftig“ und daher für den Verein unannehmbar sei. Als er vorgelesen wurde, stimmte in der That nur Herr v. Thadden und mein Schwager Flügge dafür, sonst niemand. Es war mein erstes öffentliches Fiasko, aber es gewann mir das Herz des alten Herrn v. Bülow, der mich seitdem auffallend bevorzugte und mich nun als eine Art Adjutanten behandelte. Da er in der ganzen Bewegung eine große Rolle spielte, kam mir dies sehr zu statten. Die Veranlassung zu unserer Adresse an die Nationalversammlung, welche in ihrer Selbstüberschätzung sich immer abenteuerlicher geberdete, hatte zunächst ihr Verhalten zu den fortwährenden, bedenklich sich mehrenden kleinen und größeren Revolten gegeben, namentlich zum Zeughaussturm am 14. Juni, den der Abgeordnete Jung unter dem Beifall des hohen Hauses ein ganz natürliches Schaumspritzen der Wellen nannte, von denen seine Freunde selbst getragen würden. Daß das Modell unserer neuen, sehr geheim gehaltenen Zündnadelgewehre bei dieser Gelegenheit gestohlen und nach Frankreich verkauft war, ließ die preußische Nationalversammlung ebenso

kühl wie ähnliches heute die Deutschfreisinnigen, die jeden Vorteil der Politik des Auslandes der unserigen gegenüber mit anscheinend großem Wohlbehagen begrüßen und durch ihre Reden mehr fördern wie mindern.

Der am 13. Mai eröffneten Nationalversammlung war sogleich ein Verfassungsentwurf vorgelegt, der die vom Könige gegebenen Versprechungen im vollsten Maße verwirklichte, aber einer so radikalen Versammlung, welche von Männern wie Waldeck, Jung, Schulze-Delitzsch, Behrend, Jacoby vollständig beherrscht wurde, durchaus nicht genügen konnte. Diese Vorlage wurde erst in der 16. Sitzung, am 15. Juni, einer Kommission von 24 Mitgliedern zugewiesen, von dieser bald ganz beiseite gelegt und durch einen neuen Entwurf, die sogenannte „Karte Waldeck", ersetzt, welche schließlich kaum noch den Schein einer Monarchie bewahrte. Die Versammlung wurde aufs scheußlichste von dem Pöbel beeinflußt, der den Sitzungssaal, die Singakademie, oft genug umlagerte. Fast wäre schon am Eröffnungstage ein offener Aufruhr ausgebrochen, als sich das schon erwähnte Gerücht von der Rückkehr des Prinzen von Preußen nach Berlin verbreitete. Nur mit Mühe wurde sein Palais vor der Zerstörung geschützt. Täglich fanden Zusammenrottungen gefährlichster Art statt, und ein großer Teil der Abgeordneten fraternisierte mit den Empörern. Auffallen konnte dies nicht. Leute, denen die drei Thaler Diäten bei weitem die Hauptsache waren, gehörten in der Nationalversammlung nicht zu den Seltenheiten. Wagener schreibt darüber in seinen Erlebnissen: „Man wußte nicht, sollte man weinen oder lachen, die Originalwasserpolacken als Volksvertreter fungieren zu sehen, deren Bildungsstand man danach bemessen kann, daß ein Teil von ihnen das Schöne mit dem Nützlichen verband und die Morgenstunden zum Holzkleinmachen benutzte, und daß der am meisten genannte von ihnen, Namens Kiol Bassa, der an das Barfußgehen gewöhnt war, während der Sitzung die Stiefel auszuziehen pflegte, und als er zum ersten Mal seine Diäten in blanken Thalern empfing, dem Kassierer in freudiger Rührung

den Rockzipfel küßte.“ Ihnen allen war das möglichst lange Hinschleppen der Verhandlungen höchst willkommen.

Mit der Zügellosigkeit des Pöbels wuchs auch die Zügellosigkeit der Versammlung. Der Antrag Behrend, „in Anerkennung der Revolution zu erklären, daß die Barrikadenkämpfer am 18. März sich um das Vaterland wohl verdient gemacht haben“, wurde nur mit schwacher Majorität abgelehnt. Das aus konstitutionellen Liberalen vom reinsten Wasser zusammengesetzte Ministerium mußte endlich an dem Beschlusse über die Behandlungsweise der Regierungsvorlage wohl erkennen, daß es keine Macht mehr besaß, dem Andrängen der Revolution zu widerstehen. Es nahm seine Entlassung und unter dem Vorsitze v. Auerswalds, des Bruders des früheren Ministers, trat ein neues Ministerium an seine Stelle, darin Hansemann (Finanzen), Roth v. Schreckenstein (Krieg), Milde (Handel), Rodbertus (nur auf wenige Tage Kultus) usw. Von diesen Männern war Hansemann der hervorragendste und entschlossenste. Seine etwas burschikose Antwort auf die Warnung, daß die neue Gesetzgebung die Grundbesitzer ruinieren würde: „das schadet nichts, an ihre Stelle treten andere, zahlungsfähigere, der Grund und Boden läuft ja nicht fort“, verursachte unter den Landleuten viel böses Blut. Das Wort traf um so härter, da auf den, dem Zeughaussturm folgenden Wollmärkten das Vertrauen sich so tief gesunken zeigte, daß gute Wolle vielfach zu 30 Thlr. und darunter verkauft werden mußte. Man sah, es handelte sich um Sein oder Nichtsein, und raffte sich zusammen.

Daneben machte der Besuch der Prinzessin von Preußen mit ihrem Sohne in Stettin und ihre kräftige Ansprache an die pommerschen Stände einen äußerst erfrischenden Eindruck.

Der Landrat v. Kleist-Retzow erhielt die Einladung dazu in Reinfeld während der oben erwähnten Besprechung mit den Herren v. Bismarck und v. Below. Er benachrichtigte hiervon sogleich seine Kreisschulzen und veranlaßte sie, mit ihm nach Stettin zu reisen. Hier gab es eine kleine Verlegenheit. Die Bauern zu derselben Tafel heranzuziehen, an welcher Mitglieder der königlichen Familie speisten, erschien so ungewöhnlich, daß

man Bedenken trug und schließlich behauptete, es sei kein Platz mehr vorhanden. Erst als Herr v. Kleist-Retzow erklärte, dann verzichte auch er, er bleibe, wo seine Bauern bleiben, fand sich der nötige Platz. Nachher wurde ihnen noch eine besondere Ehre. Als die Prinzessin die Bauern mit ihrem Landrat erblickte, führte sie ihren Sohn zu ihnen und sagte etwa: „Sieh, mein Sohn, das sind die Männer, die zuerst unserer gedachten, als dein Vater mit uns dem Vaterlande den Rücken kehren mußte. Sie waren die ersten, die uns furchtlos in der Fremde begrüßten, uns baten, zurückzukehren, und ihr Gut und Blut bereitwillig uns zur Verfügung stellten. Vergiß das niemals!"

So fand die Einladung des Herrn v. Bülow einen gut vorbereiteten Boden. Am 18. August trat eine zahlreiche Versammlung königstreuer Männer, das sogenannte Junkerparlament, in Berlin zusammen und tagte auch noch am 19. Daß eine so große Anzahl von Männern den Mut hatte, mitten in der von der Revolution ganz beherrschten Hauptstadt öffentlich zu tagen, war allein schon ein bemerkenswertes Zeichen der erwachenden gesunden Lebenskraft. Was nur von hervorragenden konservativen Männern vorhanden war, versammelte sich hier, um zu beraten, wie man die Revolution am wirksamsten bekämpfen könne. Die Bedeutung dieser Versammlung und ihrer Folgen sind im großen und ganzen viel zu wenig gewürdigt, ihr Verlauf war geradezu erhebend und hat in weiten Kreisen neues Leben geweckt; den Gegnern aber gezeigt, daß hier noch eine Kraft vorhanden sei, die volle Achtung verdiente und sie erst verblüffte, dann aber zu Haß und Wut entflammte, wie vorher die Gründung der „Kreuz-Zeitung". Ich würde nicht gewagt haben, mich in den Kreis dieser mich an Erfahrung, Lebensstellung, meist auch an Alter weit überragenden Männer hineinzudrängen, wenn mich meine älteren Freunde nicht hineingezogen hätten. Der Einberufer Herr v. Bülow-Cummerow benutzte mich, wie gesagt, als Adjutanten, besprach deshalb manche Dinge mit mir vertraulich, die ich sonst nicht erfahren hätte.

Am Abend vor der Versammlung schickte er mich unter allerlei Vorwand zu diesem und jenem und bat mich, überall

herum zu horchen, wen man etwa zum Vorsitzenden zu haben wünschte, da er seines mangelhaften Organes wegen doch nicht dazu geeignet sei, und ermahnte mich, auch hier und da ein Wort fallen zu lassen über die Personen, welche er selbst für geeignet hielt. Ich that das redlich, auch in einer kleinen vertraulichen Vorversammlung beim Präsidenten v. Gerlach, an der ich teilnahm. Es waren hier die Häupter der Christlich-Konservativen beisammen — ob Bismarck dabei war, erinnere ich mich nicht mehr, jedenfalls fehlte v. Kleist-Retzow — und es wurde in erster Linie erwogen, wie die Versammlung am besten in die richtigen Bahnen geleitet werden könne. Die dringende und immer wiederholt an den Präsidenten v. Gerlach gerichtete Aufforderung, er sei der Mann, der im Namen seiner Freunde sprechen müsse, lehnte dieser entschieden ab mit der Erklärung, daß er durchaus nicht die Gabe habe, in solcher Versammlung von Notablen eine Rede zu halten. Wenn er schon öfter in Pastoral-Konferenzen und in seinem Kollegium gesprochen habe, so sei das ganz etwas anderes. Kurz jeder lehnte ab, das Wort zu ergreifen. Ebensowenig konnte man sich über einen Vorsitzenden einigen. Als ich ganz schüchtern fragte, ob der Landrat v. Kleist-Retzow nicht der rechte Mann wäre, erhob sich einmütiger Widerspruch; er sei viel zu jung und unbekannt, leicht könne er durch seine Unerfahrenheit auch die ganze Versammlung gefährden. Eine Stunde vor der Eröffnung hatte mich Herr von Bülow zum Bericht zu sich beschieden. Ich nannte ihm eine ganze Reihe Namen, konnte jedoch nicht unterlassen, den des Landrats v. Kleist-Retzow hinzuzufügen, der ja in der That von mir vorgeschlagen war. Herr v. Bülow fuhr ordentlich zusammen. „Also doch? Auch der ist genannt?“ rief er. „Sehen Sie, das habe ich gefürchtet. Seine Wahl wäre ein Unglück, da er der reine Pietist ist; sie ist auch ganz unmöglich, da er viel zu jung und unbekannt ist. Aber es überkam mich wirklich wie eine Ahnung, daß er vorgeschlagen werden könnte, weil er zu den aktiven Leuten gehört; da habe ich zur Sicherheit vorgebeugt. Wissen Sie, ich muß doch die Versammlung mit einer Rede eröffnen, habe sie auch

ausgearbeitet; sie wird aber einen ganz anderen Eindruck machen, wenn sie von einer kräftigen Stimme vorgetragen wird, die habe ich nicht, daher Herrn v. Kleist gebeten, sie vorzulesen. So muß er den ganzen Abend und Morgen meine nicht sehr leserliche Handschrift studieren und er kann nicht unter die Menschen gehen, nicht bekannt werden, und ist auch in der Versammlung bis zur Wahl fest auf die Tribüne gebannt." . . . .
Es kam aber doch anders. Nachdem Herr v. Kleist mit seiner schönen, kräftigen Stimme die Rede des Einberufers vorgelesen hatte, flirrte — wie die ‚Ostseezeitung' sich ausdrückte — die Stimme des Herrn von Bülow durch den Saal und forderte Vorschläge zur Wahl des Vorsitzenden; er selbst könne leider den Vorsitz nicht übernehmen. Ein ganzes Dutzend wurde vorgeschlagen, darunter sehr lebhaft Graf v. Arnim-Boitzenburg und ganz schüchtern von einer Stimme v. Kleist-Retzow. „Graf Arnim-Boitzenburg", rief Herr v. Bülow, „ich bitte, sich zu erheben." Etwa zwanzig Herren erhoben sich, sahen sich im Kreise um und tauchten langsam wieder unter. Im höchsten Erstaunen wiederholte der Vorsitzende: „Ich bin wohl nicht recht verstanden, ich erlaubte mir, Ihnen Se. Excellenz den Staatsminister Herrn Grafen Arnim-Boitzenburg vorzuschlagen." Jetzt sah sich alles stumm im Saale um, aber erheben that sich niemand. Aehnlich gings mit allen anderen Namen. Kaum aber war der bis zuletzt Zurückgestellte genannt, „Herr Landrat v. Kleist-Retzow," so erhob sich mit einem Ruck die ganze Versammlung. Es war nicht zu leugnen, er war einstimmig gewählt und rechtfertigte durch seine meisterhafte, unparteiische Leitung das Vertrauen der Versammlung in vollstem Maße. Keineswegs genügten uns aber die Verhandlungen. Reden wurden genug gehalten, auch kräftige, schneidige Reden; aber eigentliche Begeisterung war nicht bemerkbar. Alles drehte sich nur um Wahrung unseres Besitzes und unserer Rechte, wie schon der Name des zu gründenden Vereins zeigte. Er hieß „Verein zum Schutze des Eigentums und der Rechte usw."

Herr v. Thadden saß neben mir und seinem Schwager, dem Präsidenten v. Gerlach, und setzte ihm immer heftiger zu:

„Wir dürfen uns das nicht gefallen lassen, Ludwig, das ist alles Stroh, du mußt sprechen, ich würde es gleich thun, aber du weißt, ich habe keinen Hinterkopf, der Anfang könnte gut sein, aber die Hintersätze fehlen, es wäre unverantwortlich, wolltest du nicht sprechen.“ Da meldete sich endlich der Schwager. „Herr Präsident v. Gerlach hat das Wort.“ Ein mißfälliges Murmeln läuft durch den Saal: „Mucker“, „Pietist“, „Das wird eine schöne Predigt werden“. Wiederum, trotz aller Erfahrung, die Angst vor zu viel Christentum, und wiederum waren zwei Pietisten Leiter und Hauptredner der Versammlung, die von solchen in der That ja auch ins Leben gerufen war. „Meine Herren, begann Herr v. Gerlach, es ist hier viel gesprochen vom Schutz des Eigentums, vom Schutz unserer Rechte, es wäre traurig, wenn wir nichts weiter schützen und verteidigen wollten. Die Rechte verteidigen und den Besitz, das ist nicht die Stellung des Edelmannes, das ist die Stellung des Bauern, Front gegen den Feind zwar auch, aber den Rücken gegen den Mist. Ein wertvolleres Eigentum als unser Besitz und unsere Rechte sind unsere Pflichten. Unsere Pflichten gegen den König, das Vaterland, die Kirche, die menschliche Gesellschaft, die müssen wir verteidigen mit Gut und Blut, mit Hintansetzung alles dessen, was Gott uns sonst als Eigentum anvertraut hat.“ Der Inhalt seines ganzen Lebens und Strebens durchflutete auch seine Rede; er faßt sich zusammen in der Unterschrift seines Bildes: „Christliche Kirche, christliche Schule, christliche Ehe, christliche Obrigkeit, unparteiische Rechtspflege, ständische Gliederung und korporative Freiheit — das sind die wahren deutschen Grundrechte.“ Ich habe nie eine Rede gehört, die einen so gewaltigen, hinreißenden Eindruck machte, wie diese. Das leise Murren im Anfange verstummte schnell, gespannte Aufmerksamkeit trat an ihre Stelle, sehr bald ertönten einzelne Bravos, und die Rede war noch nicht halb zu Ende, als sie fort und fort von lauter begeisterter Zustimmung unterbrochen wurde. Sie hatte einen vollständigen Umschwung hervorgerufen, die Stimmung war hinfort eine sehr gehobene. Es wurde beschlossen, den Verein über ganz Preußen zu verbreiten und unter dem

Vorsitz des Herrn v. Bülow Deputierte aller Provinzen in Berlin tagen zu lassen, welche die Aufgabe haben sollten, in regelmäßigen Versammlungen das Wohl des Landes zu beraten und durch Wort und Schrift auf die Regierung, die Abgeordneten und das ganze Volk einzuwirken.

Da ich wiederholt zum Deputierten gewählt wurde und mich, je nachdem es meine Aufgaben zu Hause erlaubten, wochen- ja monatelang in Berlin aufhielt, hatte ich volle Gelegenheit, die Thätigkeit dieses Gegenparlaments zu beurteilen. Seine Bedeutung ist viel zu wenig erkannt und weit unterschätzt. Wo ist es je vorgekommen, daß sich dem eigentlichen staatlichen Parlament ein anderes auch vom Lande freiwillig aus allen Ständen gewähltes gegenüberstellte? Meist Gutsbesitzer, aber auch Bauern und Bürgermeister saßen hier zusammen mit der Aufgabe, die demokratischen und liberalen Anschauungen und Thaten zu bekämpfen. Unsere Thätigkeit war eine ungemein anstrengende und aufreibende. Ich kam körperlich nach und nach so dabei herunter, daß ich nur mit Mühe Treppen stieg und — mir ganz neu — häufig an Kopfschmerzen litt. Doch gedenke ich ihrer mit großer Freude. Herz und Geist wurde aufs stärkste von den täglichen Erlebnissen in Anspruch genommen, dabei wurden unermüdlich Broschüren geschrieben und verbreitet, Zeitungsartikel verfaßt, die dann in den liberalen Zeitungen als Inserate Annahme fanden, Deputationen geschickt zu Sr. Majestät und den Ministern, die wir fast täglich sahen, oft schon früh morgens vor 8 Uhr. Jede Gelegenheit wurde benutzt, mit ihnen und den Abgeordneten gesellschaftlich zu verkehren, ganz besonders auch später unter dem Ministerium Brandenburg.

Die nicht unerheblichen Kosten trugen die konservativen Vereine, mehr noch einzelne opferwillige Persönlichkeiten, der römischen sowohl wie der evangelischen Kirche angehörige Männer. Unter ihnen kam ich in nähere Beziehungen zu den Herren v. Plötz-Gr. Wenkow und Stuchow, v. d. Reck-Obernfelde, v. Kleist-Wendisch-Tychow, einem ganz besonders fleißigen und schneidigen, v. Knebel-Döberitz und anderen, und diese Verbindung hat festgehalten.

Das alles aber wurde keineswegs heimlich betrieben, sondern die Absicht war durchaus offen ausgesprochen und jedermann bekannt. Daß die Redaktion der „Kreuz-Zeitung“ ein beliebtes Hauptquartier war, ist selbstverständlich. Um so mehr regten diese Lebenszeichen einer gesunden Reaktion die Gegner derselben auf. Wie auf Verabredung brach zu gleicher Zeit schon am 20., am Tage nach der Versammlung, in Berlin und Charlottenburg ein Tumult aus, verbunden mit Angriffen auf die Ministerhotels, die sich am 22. wiederholten. Der Justizminister kam sogar auf offener Straße in thätliche Gefahr.

Daß hiernach der Kriegsminister am 4. September noch den Mut hatte, der Nationalversammlung zu erklären, er hielte die Ausführung des Stein-Schulzeschen Antrages vom 20. August nicht für zweckmäßig, kam dieser nach all dem Vorhergegangenen überraschend, sie beschloß aber doch am 7. mit 219 gegen 143 Stimmen, daß es dringendste Pflicht des Staatsministeriums sei, den früher angenommenen Erlaß zur Ausführung zu bringen, und dieses reichte gehorsam seine Entlassung ein.

Vorher aber hatte Hansemann noch die Disziplinaruntersuchung gegen den Landrat v. Kleist-Retzow beantragt wegen der Leitung des Junkerparlaments, wo allerdings seine Person übel mitgenommen war. Wie eine Ironie erscheint es, daß man gleich hinter diesem Antrage in den Ministerial-Akten den Antrag von zwei späteren Ministern liest auf Ernennung desselben Landrats zum Ober-Präsidenten.

Der Uebermut der Revolutionäre war nun aufs höchste gestiegen. Sie zweifelten in ihrer krankhaften Erregung nicht, daß ihr hervorragendster Führer Waldeck an die Spitze der Regierung berufen werden würde. Ihn selbst trieb sein Patriotismus, dafür zu sorgen, daß der erwartete Brief des Königs ihn erreichen konnte, auch wenn er nicht zu Hause war. Der Brief kam aber nicht. Die Zustände in Berlin waren derart, daß jedermann die Augen aufgehen mußten. Ein revolutionäres, aus fünf Personen bestehendes Komitee hielt seine Verhandlungen zwar sehr geheim, dagegen war sein Bestehen

bekannt genug, auch wurde ganz ungeniert verhandelt über die Einführung der Republik, über Höllenmaschinen, Ermordung der Royalisten, besonders der Offiziere u. s. w. Die aus Schleswig-Holstein zurückkehrenden Truppen wurden zwar in der Provinz mit hoher Begeisterung empfangen, aber in der Nähe der Hauptstadt suchte man die Soldaten überall zu verführen, sie zu unangemessenen Forderungen zu reizen. Ohne ihre Stellung zum Könige zu berühren, trieb man sie, höheren Sold zu fordern, die Wahl der Offiziere, Versammlungs- und Petitionsrecht, und sie dadurch unzufrieden und aufsässig zu machen — genau wie heutzutage. Und die sogenannten Konstitutionellen, nach heutiger Sprechweise die Nationalliberalen? — Hofrat Schneider schrieb damals in seinem Tagebuch: „Der alte Vorwurf der Faulheit, Dummheit und Feigheit für die konstitutionelle Partei tritt auch jetzt wieder in seiner ganzen Glorie zu Tage. Ueberall Schwanken, Zögern, Schaukeln. Vergebens spricht Windischgrätz in Prag, Radetzki in Mailand, Cavaignac in Paris mit mahnender Stimme, der Konstitutionalismus möchte es gern mit niemand verderben.“ Das sah auch der König ein, daß durch solches Ministerium die Revolution nur großgezogen wurde, daß nur entschiedenes Auftreten vor dem Untergange retten könnte. Der Uebermut der Klubs — sogar ein Damenklub hatte sich aufgethan — überstieg alle Grenzen.

Am 4. September hatte die National-Versammlung ihren Sitz aus der Singakademie in das Schauspielhaus verlegt, da hier der Gendarmenmarkt die Zusammenhäufung großer Volksmassen erleichterte und in der That auch wesentlich förderte. Täglich wiederholten sich böse Tumulte, denen gegenüber sich die neu errichtete Schutzmannschaft machtlos erwies, Unruhen und ernste Gefährdungen der Ordnung, auch in den Provinzen, kamen immer häufiger vor, ernstliche Vorbeugungsmittel waren immer dringender geboten.

Da erließ der zum Oberbefehlshaber in den Marken ernannte General v. Wrangel am 17. September einen Armeebefehl, darin er das unfehlbare Eingreifen der Truppen bei weiteren Ausschreitungen ankündigte und am 21., da bereits

der blutige Aufstand in Frankfurt a. M. und die Ermordung des Generals von Auerswald wie des Fürsten Lichnowsky in Berlin bekannt war, kam unter dem General v. Pfuel das „Ministerium der bewaffneten Reaktion" zu Stande, wie es im ersten Schrecken von der Nationalversammlung und der Presse genannt wurde. Wie wenig diese Benennung paßte, hätte man sich in richtiger Würdigung Pfuels zwar gleich sagen können. Auch jetzt zeigte sich seine Schwäche bald, indem er am 25. anzeigte, daß er durch einen Erlaß den Steinschen Antrag — eine Schmach für die Armee — zur Ausführung gebracht habe. Am 26. hob er den Belagerungszustand von Köln auf, am 9. Oktober wurde die Amnestierung der in der Provinz Posen verübten Verbrechen erwirkt und die Königliche Sanktion eines Gesetzes, welches die gutsherrlich-bäuerlichen Prozesse sistierte. Kurz das Ministerium der bewaffneten Reaktion entpuppte sich schnell als ein Ministerium der hülflosen Schwäche, und die Nationalversammlung konnte sich nur ermutigt fühlen, immer revolutionärer vorzugehen. Endlich, am 12. Oktober, begann sie die Beratung der „Karte Waldeck", wohl infolgedessen, daß der Pöbel das eben sanktionierte Bürgerwehrgesetz in höhnischer Prozession am Schwanze eines Esels in der Stadt umhergeführt und dann auf dem Gendarmen-Markt, vor dem Sitz der National-Versammlung, öffentlich verbrannt hatte.

Um diese Zeit war ich längst als von den konservativen Vereinen des Fürstentums Kammin erwählter Deputierter in Berlin. Wiederum hatte ich es nach eingezogenen Erkundigungen glücklich getroffen. Ich wohnte am Gendarmen-Markt chambre garnie bei Fräulein Dierbach, einer älteren Dame von einer königstreuen Gesinnung, von einer Klarheit und Energie, wie sie leider den meisten Männern in dieser Zeit verloren gegangen zu sein schien. Lebhaft bedauerte sie mit mir, daß sie nicht geboren sei, die Hosen zu tragen. Wie wenig sie angesteckt war von der allgemeinen Gesinnungslosigkeit und Feigheit, zeigte schon ihr Auftreten der Magistratsdeputation gegenüber, von der sie am 20. März gebeten war, doch alles zu vermeiden, was die Trauerfeier beim Begräbnis der „Märzhelden," welche

vor ihrem Hause stattfand, stören könnte; namentlich war sie gebeten, dafür zu sorgen, daß ihre Gäste und ihr Hausstand in schwarzen Kleidern an den Fenstern erschienen. Sie antwortete: „Ob meine Gäste und Dienstleute rote, grüne oder schwarze Kleider tragen, bin ich nicht gewohnt, ihnen vorzuschreiben, ich selbst mit meinen Nichten werde nicht zu Hause sein und mich möglichst fern halten von dem Skandal, der hier vollführt werden soll; aber von dem Tage an werde ich nur schwarze Kleider tragen und trauern um die verlorene Ehre Preußens." Sie bewillkommnete mich in tiefer Trauer, und da wir bald vertraut wurden, und ich nach der Ursache fragte, erzählte sie mir dies Begebnis. Sie verfolgte überall mit großer Lebhaftigkeit die Tagesereignisse und war ganz begeistert von unseren Bestrebungen. Eines Tages fragte sie mich, ob ich den Hauptmann v. Gauvain kenne, und rief auf meine Verneinung: „Sie müssen ihn kennen lernen, Sie gehören zusammen." Das war nun doch nicht ganz so. Als ich ihn besuchte, lag er krank zu Bett und neben ihm saß Dr. Sommer, beide in eifriger Unterhaltung über die Gründung einer konservativen Zeitung, die, wie sich nachher herausstellte, weniger pietistisch als die „Kreuz-Zeitung" sein sollte. Wieder dieselbe Gespensterfurcht, dasselbe Vorurteil, dem man überall begegnete und noch begegnet. Beide Männer zogen mich sehr an, besonders v. Gauvain in seiner Begeisterung für alles was ich hochschätzte. Als ich mich über die Revolution, über die Gewißheit unseres Sieges aussprach, ward seine Teilnahme immer lebendiger, er rief dem Dr. Sommer wiederholt leise zu: „Doktor, das ist der Mann, den wir suchen." „Das ist unser Mann." In seiner Lebendigkeit richtete er sich immer höher auf im Bette, dann sank er plötzlich zurück mit dem Rufe: „Doktor, es ist wieder nichts." Ich hatte mich zu entschieden für den christlichen Geist der „Kreuz-Zeitung" ausgesprochen. Später söhnte er sich mehr mit ihr aus, als er selbst eine entschiedenere Stellung zum Christentum einnahm, doch blieb er mit seinen Sonderlichkeiten immer ein gefürchteter Freund. Ich erinnere mich, daß er später dringend wünschte, die Bekanntschaft des von ihm hoch-

verehrten Präsidenten v. Gerlach zu machen, und ihn einmal bat, ihn bei Gelegenheit einer Durchreise durch Magdeburg auf eine Stunde besuchen zu dürfen. Der Präsident schrieb ihm, er sei willkommen und gebeten, die Nacht bei ihm Quartier zu nehmen, richtete aber zugleich die Bitte an seinen Neffen, er möge jedenfalls diese Zeit auch bei ihm wohnen da ihm zwar Gauvains Besuch sehr interessant sei, daß er aber doch nicht wisse, was er „mit dem verrückten Kerl den ganzen Abend anfangen solle," und hatte das Unglück, die Adressen zu vertauschen. Umgehend erhielt er die Einlage von Gauvain zurück mit dem Bemerken, es sei augenscheinlich eine Verwechselung geschehen, und da er sie zu spät beachtet, habe er den Inhalt gelesen; kommen aber würde er doch und hoffe, den Herrn Präsidenten zu überzeugen, daß er nicht ganz so verrückt sei, als sein Ruf zu sein scheine.

Am Tage nach meiner Ankunft bei Frl. Dierbach hörte ich im Flur sehr lautes, erregtes Sprechen. Ich trat aus meiner Thür. Oben an der Treppe stand Frl. Dierbach, unten ein Mädchen mit dem Handkoffer des Grafen Pfeil, der sich schon im Junkerparlament als stark demokratisch angehaucht erwiesen hatte und dies durch sein ferneres Auftreten bestätigte. Er rief eben herauf: „Sie haben kein Zimmer für mich? Sie scherzen. Die Mädchen haben mir schon gesagt, daß Ihr Haus fast leer ist!" — „Herr Graf," antwortete sie ruhig, „für Demokraten sind meine Zimmer zu gut." — „Nun," rief Graf Pfeil im Zorn, „Berlin hat Zimmer genug für mich; aber eine interessante Neuigkeit sollen Sie doch noch hören: Wien ist in vollem Aufruhr, der Kaiser geflüchtet, Latour an der Laterne aufgehängt." — „Ich wollte, daß alle Demokraten erst daneben hingen," erwiderte meine Wirtin ruhig, aber laut genug und kehrte ihm den Rücken.

Es war doch herzstärkend, noch eine nüchterne Berlinerin in der allgemeinen Trunkenheit zu finden, die einzige, der ich begegnete, die einzige auch, die vor dem Drucke mein Flugblatt gelesen, das ich um diese Zeit in Tausenden von Exemplaren an die Gutsvorsteher und Schulzen in ganz Pommern schickte

und sie aufforderte, der wüsten Revolution gegenüber ihre Treue dadurch zu bezeugen, daß sie an des Königs Geburtstage, wie an Siegestagen, Freudenfeuer anzündeten. Hätte ich geahnt, daß dies einfache Wort so aufgenommen werden würde, daß durch ganz Pommern am 15. Oktober Freudenfeuer flammen und auch bis zum Tode des geliebten Königs allgemein an diesem Tage so weiter flammen würden, wenigstens in meiner Gegend, ich hätte mich die Mühe nicht verdrießen lassen, meinen Aufruf an alle Provinzen zu schicken. Es ist doch noch ein guter Kern im Volke, und man ist viel zu zaghaft und ungläubig, um genug darauf zu bauen.

Daß der Geburtstag des Königs auch in Berlin verhältnismäßig ruhig verlief, war wesentlich Seiner Majestät selbst zu verdanken. Trotz der wütendsten Drohungen und der scheußlichsten Agitationen der Zeitungen bestand derselbe in seiner alten Furchtlosigkeit darauf, öffentlich den Gottesdienst im Dome besuchen zu wollen, und kein Mitglied der Königlichen Familie blieb zurück. Zu derselben Zeit fanden aber große, aufrührerische Volksversammlungen unter den Zelten statt, welche die Königlichen Wagen bei der Rückfahrt nach Bellevue passieren mußten. Es war offenbar darauf angelegt, die Massen zu Angriffen aufzuhetzen. Auch daß dem über alles gehaßten General von Wrangel das Schicksal des Grafen Latour bereitet werden sollte, war ein offenes Geheimnis; aber es geschah nichts; augenscheinlich machten der Mut und das Vertrauen des Königs seiner aufrührerischen Hauptstadt gegenüber einen großen Eindruck. Auch sein Auftreten bei dem großen Empfange in Bellevue bestätigte wieder, daß er sich seiner hohen Aufgaben voll bewußt war, und jetzt endlich verstummten gänzlich die leider auch in die höchsten Kreise eingedrungenen Wünsche und Bestrebungen, ihn zur Thronentsagung zu veranlassen. Mit dem Beschlusse der Abschaffung des Titels „Von Gottes Gnaden", den die Nationalversammlung vor wenigen Tagen mit Schultze-Delitzsch für eine bankerotte Firma erklärt hatte, war sein Teuerstes und Heiligstes angegriffen; als Fürst und Christ war er aufs tiefste verletzt und der Deputation der Abgeordneten erwiderte er zum

Schrecken der Minister über diesen ersten, ganz unkonstitutionellen Akt — unkonstitutionell, weil mit ihnen nicht Rücksprache genommen war —: „Ich komme soeben aus der Kirche, meine Herren, und fühle mich vollständig von dem Bewußtsein durchdrungen, wie wichtig es ist, daß ich stets vor Augen habe, von Gottes Gnaden zu Ihrem Könige berufen zu sein, — da mir dadurch die Verantwortlichkeit immer nahe gelegt bleibt, dem höchsten Richter im Himmel Rechenschaft über meine Regierung schuldig zu sein." — Der Deputation der Bürgerwehr sagte er: „Ich höre immer sehr viel schöne Worte von Ihnen: es wird nun aber auch Zeit zu Thaten. Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß Sie die Waffen von Mir erhalten haben und daß Sie verpflichtet sind, diese zur Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung zu gebrauchen."

Dies kräftige, entschiedene Auftreten des Königs verursachte nicht nur den Ministern, sondern auch der ganzen Demokratie keine geringen Beklemmungen. Schon am folgenden Tage verursachten die Führer der letzteren eine heftige Demonstration. Unter den Kanalarbeitern, die wie die „Rehberger" durch ihre Faulheit auf öffentliche Kosten ihre Aufseher schon immer geradezu verhöhnt hatten, brach ein offener Aufstand aus, die Maschinen wurden zerstört, die Bürgerwehr mit Steinen und Handwerkszeug angegriffen, in sicherer Voraussicht des leichten Sieges. Diesmal hatte man sich aber doch etwas geirrt. Die kräftige Mahnung des Königs am Tage vorher scheint ihre Wirkung gethan zu haben. Es wurde scharf geschossen und elf Arbeiter blieben tot, fünf schwer verwundet auf dem Platze. Freilich war diese That der Bürgerwehr nur eine Art konvulsivisches Zucken, denn, wie erschrocken über sich selbst, zerkrümelte und verduftete sie hinterher so schnell, daß die Arbeiter allein auf dem Kampfplatze blieben und dies sogleich, wie am 19. März, zu einer großen Demonstration ausbeuteten.

Ich saß mit dem Kriegsminister eben im Hotel de Rome am Mittagstisch, als sich ein greulicher Zug mit Heulen und Schreien im Sturmschritt Unter den Linden vorbeibewegte. Ein Weib mit aufgelösten blutigen Haaren, eine der Bürgerwehr

abgenommene Flinte auf der Schulter, schritt voran, eine Anzahl Arbeiter in zerrissenen Kleidern folgten, je vier und vier einen Toten auf einer Bahre tragend, dessen blutüberströmte Kleider sorgfältig so ausgebreitet waren, daß man die bloßgelegten Wunden deutlich vor Augen hatte. Doch dergleichen wollte nicht mehr recht ziehen. Zwar alle Läden waren im Nu geschlossen, doch war dies gänzlich überflüssig. Es sammelten sich keine Massen, nur ein geringer Haufen halbwüchsiger Jungen lief nebenher. Von bedenklichen Bewegungen war keine Rede. Auch der Kriegsminister, der neben mir dem Spektakel zusah, setzte sich, nachdem der Zug vorüber, gelassen wieder an die Mahlzeit. Fast fürchtete ich, daß man auch in seiner Umgebung nahe daran war, alles gehen zu lassen, wie es wollte, und die Flinte ins Korn zu werfen. Die Mutlosigkeit und Ratlosigkeit war allgemein eine sehr große. Man fürchtete täglich einen gewaltsamen Ausbruch der Revolution, obgleich keine Zeit gelegener war, sie niederzuwerfen. Alle wohlhabenden Leute, die es irgend vermochten, hatten Berlin verlassen, Handel und Wandel stockten vollständig, und es fing an in der That sich zu bewahrheiten, was der alte Wrangel schon in seiner Proklamation ausgesprochen hatte: „Wie finde ich Berlin wieder? Wo sonst Reichtum und Behaglichkeit herrschten, wächst jetzt Gras in den Straßen u. s. w." — Wenn es auch nicht gerade so war, wie ein Spottbild in jenen Tagen es darstellte, die Straße Unter den Linden mit so hohem Gras bewachsen, daß nur der halbe Wrangel und der Kopf seines Pferdes darüber hinausragten, dahinter zahllose Bajonette der von ihm geführten vom Grase verdeckten Bataillone, so war doch von einem Verkehr der Wagen und Fußgänger, wie in früherer Zeit, nicht entfernt die Rede. — Eine andere, gefährlichere Demonstration kam zum Glück nicht zur Ausführung. Eine Strohpuppe mit Wrangels Namen an der Brust sollte erst gehängt, dann verbrannt werden. Aber beschlossen war dies, auch Barrikaden waren wieder mehrfach gebaut, ohne daß sich jemand recht darum kümmerte. In Begleitung des alten Herrn v. Bülow-Cummerow studierte ich in aller Ruhe den kunstgerechten Bau derselben. Dem Vertrauen

dieſes Mannes und der Freundſchaft ſo hervorragender Männer, wie Herr v. Thadden-Trieglaff, v. Below, Baron Senfft v. Pilſach, beſonders aber v. Kleiſt-Retzow und v. Bismarck verdanke ich es, daß ich ſo tief in die Bewegung hineingezogen wurde, die mich aufs lebhafteſte beſchäftigte, und daß ich mit noch einer ganzen Reihe bedeutender Perſonen in nahe Berührung kommen konnte, denen ich bei meiner Jugend und meinem Mangel an Erfahrung weitaus nicht ebenbürtig war.

Die demokratiſchen Führer wußten ſehr wohl, was ſie wollten. Den Pöbel in ſteter Unruhe zu erhalten, war die Hauptſache, die Untergrabung jeder Autorität das Ziel für ſie, genau ſo wie heute für die Socialdemokratie und den Freiſinn. Am 18. Oktober ward in der Nationalverſammlung beantragt, zu beſchließen, daß die am 16. gefallenen „Volkshelden" auf Staatskoſten beerdigt und allen bei dem Aufruhr beteiligten Arbeitern eine Lohnentſchädigung gewährt werde, und erſtere beſchloß unter Zuſtimmung des Miniſterpräſidenten, Generals v. Pfuel, den Antrag der Regierung zur Berückſichtigung zu übergeben, während der Pöbel das Schauſpielhaus förmlich belagerte.

Am 26. Oktober bittet General v. Pfuel um ſeine Entlaſſung und Grabow legt das Präſidium der Nationalverſammlung nieder, deren Gebahren ihm doch zu unerträglich wurde, reiſt auch ſofort ab, um einer Wiederwahl zu entgehen. Am 27. verſammelte der abenteuerliche demokratiſche Kongreß alle revolutionären Größen Europas in Berlin. Von ihm erwartete man weltumſtürzende Thaten, er verhandelte auch ganz unbefangen über die Einführung der Republik und blamierte ſich ſchließlich gründlich, da er reſultatlos auseinander lief. Am 30. wurde v. Unruh an Grabows Stelle gewählt. Damit war jede Mäßigung beiſeite gethan. Sofort beſchließt die Nationalverſammlung die Abſchaffung des Adels, der Orden, der Titel ohne Amt und am 31. wird, während gewaltige, aufrühreriſche Haufen die Abgeordneten bedrohen, ihnen Stricke vorhalten, zum Teil ſie thatſächlich mißhandeln, das Schauſpielhaus belagert und ſchließlich werden buchſtäblich die Thüren vernagelt. Der Antrag

Waldeck: „das Ministerium aufzufordern, mit allen Mitteln der in Wien bedrohten Volksfreiheit zu Hilfe zu kommen," wurde zwar abgelehnt, aber der Antrag Rodbertus, „die Centralgewalt hierzu aufzufordern," mit großer Majorität angenommen. Dem Ministerpräsidenten, General v. Pfuel, war der Mut schon so tief gesunken, daß er mit dafür stimmte, — unglaublich — trotzdem aber aus Angst vor dem Pöbel es nur wagte, am Arm des Abgeordneten Jung das Schauspielhaus zu verlassen, um in dessen Wohnung durch eine Tasse Thee sich zu stärken und die Beruhigung des Pöbels abzuwarten. Der Befehl zur Alarmierung der Bürgerwehr konnte nicht gegeben werden, da ihr Kommandeur Rimpler mit im Schauspielhause vernagelt war. Der betreffende Zettel mit seiner Generalordre konnte nur — aber zu spät — unter den Wasserkrug einer Scheuerfrau geklebt, hinausgelangen. Eine Depesche an den Ministerpräsidenten, welche die Eroberung des aufrührerischen Wien ankündigte, wurde unterwegs abgefangen und vom wütenden Pöbel vernichtet.

In dieser ganzen Zeit war der König unermüdlich thätig. Er arbeitete die Nächte hindurch mit dem festen Entschluß, den Kampf gegen die Revolution nunmehr, da alle Nachgiebigkeit nichts genützt, rücksichtslos durchzuführen. Zwar unterzeichnete er leider noch das Gesetz über Aufhebung der Jagdgerechtigkeiten, doch mit dem Vorbehalt, daß später eine Entschädigung gezahlt werden sollte und wohl mit der Absicht, die faulen Konservativen durch diesen ersten thatsächlichen Eingriff in den altbegründeten Besitz aufzurütteln und zur ernsten Gegenwehr zu veranlassen. Allerdings war die Entmutigung und Schlaffheit, auch der Königstreuen, groß. Was wollten, der höchsten Gefahr gegenüber, die paar Thaler sagen, die der Ausschuß des Junkerparlaments beanspruchte, was unsere rastlose und aufreibende Arbeit am Schreibtisch und im Verkehr mit den Abgeordneten und Ministern.

Zu den Vertrauensmännern, welche der König in dieser Zeit zur Besprechung heranzog, gehörte auch der Professor Leo in Halle. Nur mit Mühe war es diesem gelungen, dem Rufe nach Berlin zu folgen, denn mit Windeseile hatte es sich in

Halle verbreitet, daß er einen blauen Brief bekommen habe. Ehe er abreisen konnte, meldeten ihm seine getreuen Studenten, daß man ihn durchaus nicht hinauslassen wolle; alle Straßen zum Bahnhof und dieser selbst seien vom Pöbel besetzt. Er mußte zu Fuße die Stadt verlassen und fuhr in einem vor das Thor bestellten Wagen zur nächsten Station. Dem Könige sagte er auf dessen Befragen, wenn derselbe „nicht schleunig und fest eingriffe, so würde sein Ende sein, wie das Ludwigs XVI., nur würde es viel schneller gehen, weil damals nichts, jetzt alles vorbereitet sei. Der König wolle aber bedenken, daß mit seinem Kopfe auch Preußen fiele. Eine ständische Verfassung sei übrigens jetzt das einzig Richtige." — Auf Verlangen Sr. Majestät arbeitete er in der Nacht eine solche aus, fügte aber hinzu, daß festes Eingreifen und ein voller, klarer Bruch mit der Revolution die Hauptsache sei. Der König wie die anderen Herren billigten den Entwurf im wesentlichen, es fehlte aber doch der Mut, ihn durchzuführen; vielleicht stand er auch nicht genug im Einklang mit den vom Könige gegebenen Versprechungen? Ich weiß es nicht.

Außer Graf Brandenburg wurde auch v. Kleist-Retzow zum Ministerpräsidenten vorgeschlagen.

Er folgte selbstverständlich dem Rufe nach Berlin sofort, glaubte nach gewissenhafter Prüfung jedoch zur Ablehnung verpflichtet zu sein.

Ich gehe hier auf diesen mir so schmerzlichen Zwischenfall, dem bestimmten Wunsche meines geliebten Freundes folgend, nicht näher ein, obgleich die sehr merkwürdigen begleitenden Einzelheiten verlockend genug sind. Das eine will ich nur sagen, daß Mangel an Mut nicht im entferntesten die Ursache seiner Bedenken war, sondern lediglich seine übergroße Bescheidenheit und Herzensdemut. Otto v. Bismarck stimmte hier mit ihm ebensowenig überein wie ich. Kleist fuhr unmittelbar nach dem Abbruch der Verhandlungen von Berlin nach Schönhausen, um seinem Freunde die Gründe seiner Ablehnung auseinander zu setzen. Dieser hörte ihm ruhig zu, hatte dann aber nur die Antwort: „O! Hans, mit wie thörichten Augen siehst

du unſre Verhältniſſe an! Was uns not thut, iſt Mut, nichts weiter als Mut und daran iſt bei dir kein Mangel. Ein preußiſcher Lieutenant, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, auf dem Miniſterſtuhl und ein tüchtiger Trommelſchläger daneben, bringen Preußen überraſchend ſchnell wieder in Ordnung.“

Die Frucht der vielen Verhandlungen mit den genannten Männern, welche die Gegner mit dem Namen „Camarilla“ bezeichneten und gründlich haßten, war endlich das „Miniſterium der rettenden That“ unter dem Vorſitz des Grafen v. Brandenburg mit dem Freiherrn v. Manteuffel als Miniſter des Innern. Als es am 2. November der National-Verſammlung angezeigt wurde, ging ein Schrei des Entſetzens durch das ganze revolutionäre Lager. Die Aufregung war eine ungeheure. Schon der Name Brandenburg verurſachte der Demokratie ein nervöſes Zittern. Und nicht ohne Urſache. Hier zeigte ſich aufs glänzendſte, daß in Preußen der König regiert, wenn er nur will, und daß ruhige, unerſchrockene Feſtigkeit ſtets das beſte Mittel iſt gegen die Revolution. Die unbeugſame, furchtloſe Königstreue verkörperte ſich im Grafen Brandenburg und die Beſonnenheit und gründliche Geſchäftskenntnis und feſter, konſervativer Sinn im Miniſter Freiherrn v. Manteuffel. Beide waren gottesfürchtige Männer, ganz frei von der allezeit üblichen lächerlichen Angſt vor dem Pietismus und Muckertum. Des erſteren eiſernes „Niemals, niemals, niemals“ der Revolution gegenüber wird in Preußen ewig unvergeßlich ſein.

Die Beſeitigung der revolutionären Abgeordneten wurde als das notwendigſte erkannt. Manteuffel fürchtete zuerſt, dies würde große Schwierigkeiten machen, heftigen Kampf herbeiführen, wahrſcheinlich eine neue Auflage vom 18. März. Wir waren keineswegs dieſer Meinung und ſahen auch einem zweiten 18. März vollkommen ruhig entgegen, zumal die Armee vor Eifer brannte, die alte Scharte auszuwetzen. Herr von Bismarck vertrat beſonders kräftig dieſe Anſchauung dem Miniſter gegenüber. Eine Kompagnie in den Verſenkungen des Schauſpielhauſes, eine auf dem Schnürboden, zwei in der Seehandlung würden den Erfolg ſichern, aber gewiß keine Gelegen-

heit zur Verwendung finden, da die National-Verſammlung auf Befehl ohne Frage ruhig den Kampfplatz verlaſſen würde. Genau ſo kam es.

Am 3. November vertagte im Namen des Königs Graf Brandenburg die National-Verſammlung bis zum 27., wo ſie in Brandenburg wieder zuſammentreten ſollte, um den Einflüſſen des Pöbels entzogen zu werden. Gehorſam verließ ſie den Saal, etwa 150 Mitglieder, um nach Hauſe zu reiſen, wenigſtens um ſich zur Ruhe zu geben, während der Reſt unter dem Präſidium v. Unruhs, ſpottweiſe der „Unruh-Klub" genannt, weiter tagte, in ſeiner Verblendung ſich einbildend, daß er die Majorität des ganzen Volkes hinter ſich und die volle Macht in Händen habe, auch gegen den Willen des Königs zu regieren. Von unſerer Seite wurde kräftig darauf gedrungen, dieſem revolutionären Gebahren durch Vertreibung des „Unruh-Klubs" ein Ende zu machen, und am 11. November rückte in der That Wrangel mit ein paar Bataillonen vor das Schauſpielhaus, wo das Rumpfparlament, umgeben von der tapferen Bürgerwehr, ſich für permanent erklärt hatte. Der geſunde Humor des alten Haudegens und ſeine ruhige Sicherheit imponierte den waffenmüden Bürgern ſo, daß ſie nach kurzem Kriegsrat ſamt dem Rumpfparlament ohne Widerſtand abzogen. Zwar hatte die National-Verſammlung noch vor ihrer Vertagung ein Mißtrauensvotum gegen das neu ernannte Miniſterium beſchloſſen und dies wichtige Dokument durch eine Deputation von 21 Mitgliedern dem Könige in Potsdam überweiſen laſſen. Letzterer hatte dieſes jedoch ohne jede Antwort entgegengenommen und ſich dann entfernt, während der Deputierte Jacoby die Frechheit hatte, auszurufen: „Das iſt eben das Unglück der Könige, daß ſie die Wahrheit nicht hören wollen".

Es blieb dem Unruh-Klub nichts übrig, als nach Hauſe zu gehen, oder auf eigene Hand weiter zu tagen. Er zog letzteres im Gefühl ſeiner Allmacht vor, hielt ſeine Verſammlungen, ſeinem Namen gerecht werdend, faſt auf der Flucht zuerſt im Hotel de Ruſſie, am 13. im Schützenhauſe, am 14. im Rathauſe, am 15. im Saale bei Milentz, faßte hier den famoſen

Entſchluß der Steuerverweigerung und verduftete erſt, als die jüdiſchen Bankiers, wie man erzählte, aufhörten, die Diäten zu bezahlen.

Wie durch einen Zauberſchlag war durch das feſte Auftreten der Regierung die ganze Sachlage verändert. Das Wort des alten, treuen Herrn v. Thadden-Trieglaff: „Es iſt nichts weiter nötig zur Rettung des Königtums und des Vaterlandes als ein klein wenig Kourage", fand, wie jeder Revolution gegenüber, auch hier ſeine volle Beſtätigung. Die Erklärung des Belagerungszuſtandes in Berlin war nur nötig, um die Arbeit zu vereinfachen und zu erleichtern. Die Entwaffnung der Bürgerwehr machte nicht die geringſten Schwierigkeiten; man drängte ſich förmlich dazu, die läſtige Spielerei loszuwerden. So ohne jegliche Mühe eingekleidete Landwehr-Bataillone durchzogen das Land, überall Ruhe und Ordnung wiederherſtellend, wo ſich Widerſetzlichkeit zeigte. In Breslau, Düſſeldorf, Erfurt gab es zwar kleine Krawalle, auch einige Verwundete und Tote, aber wie leicht war alles überwunden, ſobald nur Ernſt gezeigt wurde!

Die Entlaſſung des Oberpräſidenten Pinder und mehrerer Generale, Offiziere und Beamte, die ſich ſchwach gezeigt, bezeugte dieſen Ernſt. Berlin war plötzlich wie verwandelt; Kalabreſerhüte, rote Hahnenfedern, ja unzählige Demokratenbärte verſchwanden, die Theater füllten, der Verkehr belebte ſich zuſehends. Man hörte öffentlich kaum politiſche Geſpräche, obwohl die Soldaten, in den Kaſernen und auf den Höfen von Staatsgebäuden kampfbereit zuſammengehäuft, ſich kaum zeigten. Deſto fleißiger ritt der alte Wrangel rekognoszierend durch die Stadt ſpazieren, ſehr ſchnell ein populärer Mann. Von allen gefürchteten, und vom Klub Unruh in jeder Weiſe begünſtigten Krawallen trat nichts von Bedeutung ein. Die gedruckten Aufforderungen zur Steuerverweigerung wurden zwar überall verbreitet, aber es gab kein rechtes Vertrauen mehr dazu. Als ein mir bekannter Demokrat ſie eifrig in einem gleichgeſinnten Gaſthauſe auslegte, und ich ihn nur ganz freundlich erſuchte, ſie wieder einzuſtecken, da er ſich des Hochverrats ſchuldig mache,

riß er sie eiligst wieder an sich und stürzte ganz erschrocken hinaus. Auch in dieser Zeit war die Arbeit der Leiter der konservativen Partei wie der Minister eine ungeheure, fast übermenschliche. Wie oft waren Deputationen von uns schon früh 8 Uhr beim Grafen Brandenburg und bei Herrn v. Manteuffel. Letzterer hatte die Güte, mich auch noch zu langen, eingehenden Privatgesprächen zu empfangen, wie viel mehr wird er anderen, bedeutenderen Männern den Zutritt gestattet haben. In der That war er abends so abgespannt, daß er vor dem Zubettgehen mit seiner Gemahlin ein paar Partien Ecarté zu spielen pflegte, um seine überreizten Nerven zu beruhigen. Diese Thätigkeit und die Verräterei der Demokraten selbst offenbarte denn auch die Flut von Scheußlichkeiten, die uns bei einem Siege der Revolution bevorgestanden hätten. Zwei Listen von vornehmen und reichen Männern, welche fallen sollten, kamen zu Tage. Das Modell einer Guillotine war von Paris beschafft. Die Holzteile sollen in Berlin schon angefertigt gewesen sein. Eine Wiederholung der Vorgänge in Frankreich unter der Schreckensherrschaft stand uns sicher bevor.

Jetzt aber hatte der König wieder alle Macht in Händen. Niemand hätte ihn hindern können, der Untreue des Volkes, der bodenlosen Frechheit seiner Vertreter gegenüber seine Verfassungs-Versprechungen zurückzunehmen; aber sein frommer, rechtschaffener Sinn gestattete es nicht. Sein einmal, wenn auch in einem schwachen Augenblick gegebenes Wort wollte er voll und ganz erfüllen und, zur Ehre seiner Ratgeber sei es gesagt, gerade die viel geschmähten und verhaßtesten Pietisten standen hierin fest und eines Sinnes an seiner Seite.

Am 27. November wurde die Nationalversammlung in Brandenburg durch den Alterspräsidenten v. Brünneck wieder eröffnet. Sie war nicht beschlußfähig. Erst am 1. Dezember erschien der Klub Unruh, jedoch nur, um die rückständigen Diäten, etwa 6000 Thaler, einzustreichen und dann wieder zu verschwinden.

Im schreienden Gegensatz zu dem erbärmlichen Benehmen dieser Volksverführer stand das feierliche Auftreten einer Depu-

tation, bestehend aus Heinrich v. Gagern, v. Vincke und Hergenhahn, welche das Frankfurter Parlament nach Berlin gesandt hatte, um Protest zu erheben gegen das Ministerium Brandenburg und die Verlegung der Nationalversammlung. Natürlich machte diese Anmaßung nicht den geringsten Eindruck. Auf die Anfrage Gagerns, ob der König die deutsche Kaiserkrone vom Parlamente annehmen würde, antwortete dieser sehr kühl mit der Weisung: „Sehr gern, wenn sämtliche deutsche Fürsten sie mir entgegenbringen."

Zwei Stunden nach der Abreise der Deputation, am 5. Dezember abends, wurde die Auflösung der Nationalversammlung veröffentlicht und zugleich ein Verfassungsentwurf, der die demokratischen Hoffnungen weit übertraf, die Königlichen Versprechungen vollauf erfüllte. Im Zusammenhange damit erschien ein provisorisches Wahlgesetz und die Berufung einer ersten und zweiten Kammer zum 26. Februar 1849. Am nämlichen Abend traf die Nachricht von der Flucht des Papstes aus Rom ein, und der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich kam in Potsdam an, um die näheren Umstände der Abdankung seines Kaisers mitzuteilen.

Welche Fülle von gewaltigen Ereignissen an einem Tage! Wie mußte die alte und immer neue Erfahrung die Herzen bewegen, daß nur eiserne, auf Gottesfurcht gegründete Festigkeit die Revolution überwinden kann, sie aber auch sicher überwindet. In Preußen erwachte sie spät, aber sie erwachte doch, und mit einem Schlage war Ruhe und Ordnung wiederhergestellt, und der König wie die sogenannten Männer der brutalen Gewalt: Graf Brandenburg, v. Manteuffel, General v. Wrangel, waren die populärsten Männer des Landes, während der Papst, der König von Frankreich und der Kaiser von Oesterreich, welche der Revolution immer und immer wieder nur nachgegeben hatten, oder gar keinen Widerstand versuchten, ihre Throne räumen mußten.

Diese Zeit verhältnismäßiger Stille benutzte ich, nach Hause zurückzukehren und hin und her in den Bauerndörfen der Umgegend belehrende und ermutigende Versammlungen zu halten.

Aber das genügte meinem unermüdlichen Freunde, dem alten Oberst v. Podewils, keineswegs. Nicht genug, das er mich für das Landvolk Flugblätter zu schreiben nötigte und sie drucken und verteilen ließ; er war auch nicht müde, trotz der Beschwerlichkeiten, die ihm seine aus den Freiheitskriegen mitgebrachten Wunden verursachten, mit mir bis weit hinter das Fürstentum Kammin hinaus die Wahlkreise zu bereisen, um in den Dörfern Versammlungen abzuhalten. Sein alter Name, seine Charge, sein treuherziges und doch vornehmes Wesen, seine große Opferfreudigkeit bahnten ihm die Wege. Auf eigene Hand hätte ich diese weiten Reisen in zum Teil mir ganz fremde Gegenden wohl nicht unternommen. Aber so sauer es mir wurde, so schämte ich mich doch, dem alten, tapfern Manne gegenüber, der weder Sturm noch Regen, noch tiefen Schnee und Frost scheuete, dies auch nur anzudeuten. Gleich eine der ersten Versammlungen in einem großen Bauerndorfe hinter Schlawe versetzte mich in nicht geringe Not. Alle Räume waren gepreßt voll, die Leute standen Brust an Brust ganz dicht vor mir, die Luft war so dick, daß ich kaum Atem hatte. Wer in ähnlichen Versammlungen schon gesprochen hat, kennt das Beängstigende solcher Lage. Ich kannte keinen Menschen und verlor meine besten Gedanken, so daß ich in meiner Verlegenheit den Anfang fortwährend verschob. Da klopfte mir jemand auf die Schulter; ich sah mich um und gerade in das ehrliche Gesicht eines alten, weißhaarigen Bauern. „Wie pfleggten unse Versammlungen ümmer mit Gebet antaufangen," sagte er leise und brachte mich damit ins richtige Fahrwasser. Unter solchen Leuten war es nicht schwer, den rechten Ton zu treffen. — Wir sollten es uns auch jetzt nicht verdrießen lassen, fleißig unter das Volk zu treten. Wir werden viel Thorheit begegnen, aber sicher auch heute noch viel mehr Verständnis, wie die meisten glauben, für die herrlichen Güter Königtum, Vaterland, Christentum, die allein ein Damm, eine Schutzwehr sind wider den verwüstenden Materialismus, der alle Sitte und Ordnung zu zerfressen droht. Mir ist oft gesagt, wenn ich an das Wort erinnerte: „Haltet euch herunter zu den Niedrigen!" — „wir

können doch nicht in die Kneipen gehen, dort mit dem Volk zu trinken und zu spielen.“ — O nein, dessen bedarf es nicht, das würde eher schaden als nützen; aber scheuen darf man sich nicht, die Leute aufzusuchen oder zusammen zu rufen, sei es, wo es sei, und dann einfach, ehrlich, rückhaltlos seine Meinung auszusprechen und die Irrtümer und Betrügereien der Gegner aufzudecken. Einer besonderen Rednergabe bedarf es nicht, die habe auch ich nie besessen. Wer sein Volk liebt, wird den Verkehr mit Bauern, Handwerkern und Arbeitern nicht scheuen. Ist er selbst von der Wahrheit seiner Anschauungen überzeugt und dafür begeistert, so wird ihm das rechte Wort nicht fehlen. Bei solchen Gelegenheiten am Tische eines Bauern oder Häuslers ein Gast zu sein und in seinen allerdings etwas beschwerlichen Betten zu schlafen, dient nur dazu, ihr inneres Leben und Wesen wirklich kennen zu lernen, vergeben thut man sich und der guten Sache damit sicher nichts.

Am Schlusse des verhängnisvollen Jahres 1848 hatte die Monarchie vollständig den Sieg über die Revolution errungen. Der junge Kaiser von Oesterreich ergreift an der Spitze des Heeres mit Mut und Kraft das Szepter; in Rußland ist der Thron des Zaren überhaupt unberührt geblieben, sogar das durch und durch revolutionäre Frankreich bereitet sich, dem Abenteurer Louis Napoleon die Kaiserkrone aufzusetzen, um doch wenigstens ein Haupt wieder zu haben, nur der Papst lebt noch in der Verbannung. In Preußen werden die demokratischen Abgeordneten der verflossenen Nationalversammlung zu Hause mit Verachtung, ja zum Teil mit Schlägen empfangen, und ein ähnliches Ende steht dem Frankfurter Parlament in naher Aussicht. Der König von Preußen hat zwar in edler Entsagung manche Machtrechte zum Opfer gebracht, aber im großen und ganzen hat er nur mit der Verfassung gegeben, was er seit seiner Thronbesteigung 1840 angebahnt. Ist es auch in einem rascheren und gefährlicheren Tempo gegangen, als wir wünschten, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß nach 1866 der Revolution in dem allgemeinen, gleichen Stimmrecht viel bedenklichere Konzessionen gemacht sind, während die Regierung alle Macht in

Händen hatte. Die alten verrotteten, bureaukratischen Zustände vor 1848, die parlamentlose Zeit wünschen wir uns nicht zurück, und die Regierung Wilhelms I. beweist aufs deutlichste, daß sich auch mit dieser Verfassung regieren läßt. In Preußen regiert noch heute der König, wenn es ihm nur nicht fehlt an Liebe zu seinem Volke, an Mut und Festigkeit und an der Quelle aller dieser Kräfte, der wahren Gottesfurcht. Auch die von den furchtbaren Zeitereignissen abgedrungene Uebereilung Friedrich Wilhelms IV., daß er sich vor der Zeit zum Schirmherrn des geeinigten Deutschlands erklärte, hat er vollständig wieder gut gemacht durch die klare und feste Kundgebung, daß er die deutsche Kaiserkrone nicht annehmen werde, außer aus den Händen der deutschen Fürsten. Damals aber waren schon alle Verständigen vollkommen eins mit dem Hofrat Schneider, der in seinen Erinnerungen an 1848 schon ausspricht: „Es giebt nur ein Mittel, Deutschland unter einen Hut zu bringen, und dieses eine Mittel ist der Krieg.“ Weissagend fährt er fort: „Wenn aber auch ein solcher Krieg den Sieg verleiht, so wird doch jedenfalls ein Menschenalter darüber hingehen, wahrscheinlich aber mehrere, bis die Abneigung der deutschen Einzelstämme gegen einander sich so weit ausgeglichen hat, daß sie ruhig neben einander unter einem Oberhaupte wohnen. Freilich, wäre das zu erreichen, so würde Deutschland in Europa eine Stelle einnehmen, die solch einen Krieg schon wert ist.“

Nun, der Krieg war da, und die Stelle nehmen wir ein, aber Haß, Neid und Mißgunst umgeben uns von allen Seiten und im Innern nagt unermüdlich der Wurm der Unzufriedenheit. Alles, was damals drohte, droht noch heute; es droht aber noch mehr, der Boden, darauf wir stehen, ist heißer als vor 1848 bei uns, ja als vor 1789 in Frankreich, denn die Unzufriedenheit ist organisiert, und daher ist es an der Zeit, einen Rückblick in die Vergangenheit zu werfen und daraus zu lernen.

Was lehrt sie uns?

1) Es ist ein falscher Wahn, von dem wir uns ganz losmachen müssen, daß es irgend etwas Schreckliches giebt, das bei uns oder in dieser Zeit nicht geschehen könne. Es giebt nichts, was bei uns, ja was in unserer Zeit nicht möglich wäre. Was 1789, 1806, 1848 geschah, hielt man auch für unmöglich, und es geschah doch, obwohl alles damals viel weniger vorbereitet war als heute.

2) Wer auf die sogenannte Volksstimme, auf die öffentliche Meinung, die Gunst oder Ungunst des Volkes vertraut, baut auf losen Sand, stützt sich auf ein schwankendes Rohr, das der Wind hin und her weht.

3) Unsere Armee hat sich in allen Wechselfällen bewundernswürdig gehalten, namentlich gegen Verführung hat sie, von unbedeutenden Zwischenfällen abgesehen, wie ein Fels gestanden; aber es ist zu bedenken, daß sie die einzige in der Welt ist, die noch nicht mit der Revolution fraternisiert hat, und daß noch bei keinem Aufruhr organisierte Socialdemokraten in ihren Reihen gestanden haben. Darin liegt eine schwere Gefahr, wenn diese auch, und das will ich nur obenhin berühren, zur Zeit noch dem äußeren Feinde gegenüber verschwindet.

4) Die sicherste Bürgschaft für den äußeren und inneren Frieden ist liebevolle gleiche Fürsorge für alle Stände, insonderheit für die schwachen; kühle Festigkeit, unbeugsame Gerechtigkeit, schnelles, furchtloses und rücksichtsloses Eingreifen im Augenblick der Gefahr, welches alles am besten gedeiht auf dem Grunde wahrer Gottesfurcht und dem vollen Gottvertrauen, das nie zu Schanden werden läßt.

Die Gottlosigkeit, die Verachtung der einfachsten und alleinigen Grundlage aller Sittlichkeit, der zehn Gebote, welche wie am Ende des vorigen Jahrhunderts, so auch jetzt wieder die höheren Stände durchwuchert und die bis in die unteren üppig durchgesickert ist, vergiftet das ganze Volksleben. Wir haben z. B. ja kaum noch Gesetze gegen die Uebertretung des dritten und sechsten Gebotes, die Gott der Herr im Alten Bunde

mit dem Tode bestraft wissen wollte. — Der Mammonsdienst, die Jagd nach Reichtum und Vergnügen, die Sucht, in Genuß und Luxus es anderen zuvor zu thun, regiert die Welt und hetzt die Stände gegen einander, tötet die Liebe, steigert die Selbstsucht, zerfrißt das Mark des Volkes und verkehrt das natürliche und erlaubte Verlangen nach Hülfe zur wilden, socialdemokratischen Karrikatur. Da liegen die schweren Gefahren und Schäden, gegen welche auch die stärksten Armeen nichts helfen. Alle großen Völker sind an ihnen zu grunde gegangen, wenn Gott nicht durch schwere Heimsuchungen, wie Preußen im Anfange dieses Jahrhunderts, zur inneren Gesundung führte. Möge es uns durch Gottes Gnade beschеert sein, daß wir, ohne eine gewaltsame Katastrophe nötig zu haben, im Frieden zur Selbsterkenntnis und Umkehr uns durchringen: Hierin den niederen Ständen voranzugehen, ist die vornehmste Pflicht der „Gebildeten und Besitzenden," bis zur Krone hinauf.

Druck von Ernst Siedhoff in Bielefeld.

DD
424.9
A5

DD 424.9 .A5 C.1
Erinnerungen eines alten Manne
Stanford University Libraries
3 6105 037 960 148

Stanford University Librar
Stanford, California

Return this book on or before date d